

Christoph Nonn

12 Tage und ein halbes Jahrhundert

EINE  
GESCHICHTE  
DES DEUTSCHEN  
KAISERREICHES  
1871–1918

C.H.Beck



Christoph Nonn

12 TAGE UND EIN HALBES  
JAHRHUNDERT



Christoph Nonn

12 TAGE UND EIN HALBES  
JAHRHUNDERT

*Eine Geschichte des deutschen Kaiserreichs*  
1871–1918

C.H.Beck

Mit 16 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020

Umschlagentwurf: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Anton von Werner, Die Proklamation des deutschen Kaiserreiches;  
Gemälde 1885 (3. sogenannte Friedrichsruher Fassung), © akg-images

Satz: Janß, Pfungstadt

ISBN Buch 978 3 406 75569 9

ISBN eBook (epub) 978 3 406 75570 5

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 75571 2

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie  
versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

## INHALTSVERZEICHNIS

Gebrauchsanweisung . . . . .	9
Versailles, 18. Januar 1871 . . . . .	13
Bildnis des Künstlers als junger Mann 14 – Festakt mit Hindernissen 19 – Eine schwere Geburt 24 – Risse hinter der Einheitskulisse 31 – Erinnern an die Reichsgründung: Die liberale Ära 41 – Konservative Perspektivwechsel 48 – Nationalgedenken, Heimatgedanke und Moderne 54	
Marpingen, 3. Juli 1876 . . . . .	61
Gretchen Kunz sieht die Muttergottes 62 – «Eine einzige grosse Lüge» 68 – Der Wille zu glauben 77 – «Kulturkampf» 85 – Die Zentrumspartei 95 – Religion und Konfession im Kaiserreich 102	
Leipzig, 2. Juni 1878 . . . . .	111
Ein Schock für Julie Bebel 112 – Wege zum Sozialismus 118 – Im Verein ist man weniger allein 129 – «Reichsfeinde» 137 – Die Frau und der Sozialismus 146 – Sozialdemokratie und parlamentarische Demokratie 156	
Berlin, 27. September 1883 . . . . .	161
Theodor Lohmann kann nicht anders 162 – Ein Bürger und christ- licher Sozialreformer 167 – Vom langsamen Bohren dicker Bretter 173 – Die Grundlegung der deutschen Sozialversicherung 183 – Wessen Sozialversicherung? 193	

Okahandja, 21. Oktober 1885 . . . . .	207
Samuel Maharero unterschreibt einen «Schutzvertrag» 208 – Die Deutschen und Afrika 215 – Geschäfte auf Gegenseitigkeit 223 – Siedlungskolonie «Deutsch-Südwest» 233 – Der Weg zum Völkermord 244 – Dunkler Kontinent Europa 250	
Berlin, 15. März 1890 . . . . .	261
Ein alter Herr mag nicht gehen 262 – Kanzler und Kaiser 270 – Land im Umbruch 278 – Bismarck und die letzte Forelle 287 – «Neuer Kurs»? 295 – «Der Kurs bleibt der alte, und nun Volldampf voraus!» 303	
Kiel, 3. Januar 1896 . . . . .	313
Der Admiral kann warten 314 – Leben von der Marine 321 – Flottenpolitik, Weltpolitik, Bündnispolitik 329 – Schlachtflotte und «nationale Sammlung» 338 – Faszinierende Spektakel 348	
Konitz/Westpreußen, 11. März 1900 . . . . .	357
Stolz und Vorurteil 358 – Anna Roß, Meistererzählerin des Ritualmordgerichts 367 – Ganz andere Gerüchte 376 – Die Faszination des Bizarren 384 – Soziale Konflikte, Sündenböcke und Rituale der Demütigung 391 – Antisemitismus im deutschen Kaiserreich 396 – Die «Barbarei längst verflossener Jahrhunderte»? 406	
Köpenick, 16. Oktober 1906 . . . . .	411
Wilhelm Voigt kauft eine Uniform 412 – Der Hauptmann von Köpenick 419 – Eine Legende wird gemacht 427 – Der Militarismus der anderen 438 – Zivilisten, Soldaten und europäische Moderne 446 – Dreierlei Militärpolitik 453	
Norderney, 2. Oktober 1908 . . . . .	465
Der Reichskanzler hat Urlaub 466 – «Bülow soll mein Bismarck werden» 472 – Novemberstürme 480 – Kaiser, Kanzler und öffentliche Meinung 494 – Das Parlament und die politische Verantwortung 504	

Freiburg, 30. Juli 1914 . . . . .	517
Die Tränen der Charlotte Herder 518 – Julikrisen 528 – August- erlebnisse 539 – Fronterfahrungen 551 – Heimatfronten 561	
München, 7. November 1918 . . . . .	573
Felix Fechenbach macht eine Revolution 574 – Der Machtzerfall der Monarchie 584 – Dem Ende entgegen 595 – Die Dolchstoß- legende und andere Hypotheken 606 – Das Erbe des Kaiserreichs 614	
Anhang . . . . .	625
Literaturverzeichnis . . . . .	627
Zum Weiterlesen . . . . .	647
Anmerkungen . . . . .	657
Dank . . . . .	685
Bildnachweis . . . . .	687





## GEBRAUCHSANWEISUNG

**M**an kann dieses Buch von Anfang bis Ende lesen. Man muss es aber nicht.

Man kann auch am Ende anfangen. Oder mittendrin. Das Buch besteht aus zwölf Geschichten, die einzeln für sich gelesen werden können. Jede dieser zwölf Geschichten behandelt einen Aspekt der Geschichte des deutschen Kaiserreichs. Den Ausgangspunkt bildet jeweils ein bestimmtes Ereignis. Manche dieser Ereignisse haben einen festen Platz in historischen Handbüchern und Zeittafeln. Das gilt etwa für die Proklamation des preußischen Königs Wilhelm zum deutschen Kaiser in Versailles am 18. Januar 1871, für das auf ihn verübte Attentat vom 2. Juni 1878, für die Entlassung Bismarcks am 15. März 1890, für die Julikrise 1914, für die Revolution in München am 7. November 1918. Andere sind weniger bekannt. Wer mit den Orten und Daten, die als Kapitelüberschriften dienen, nichts anzufangen weiß, dem sollten die Zwischentitel im Inhaltsverzeichnis einige Hinweise geben. Oder man schlägt hinten im Buch unter «Zum Weiterlesen» nach, um sich darüber zu orientieren, welche Themen die Kapitel behandeln. Dort finden sich auch einige Bemerkungen zu den wichtigsten Quellen und zentraler Literatur.

Die Kapitel sind nach den Daten, die ihnen die Titel geben, chronologisch angeordnet. In dieser Reihenfolge gelesen, ergeben sie vielleicht auch eine Art umfassendere Geschichte des Kaiserreichs, oder zumindest von dessen zentralen Themen: Reichsgründung, «Kulturkampf», Sozialistengesetz, Sozialversicherung, Kolonialpolitik, wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbrüche, Flotten- und Außenpolitik, Antisemitismus, Militarismus, das Verhältnis von Parteien, Parlament und Regierung, schließlich der Erste Weltkrieg und der Untergang der Monarchie in der Revolution. Die behandelten Ereignisse dienen dabei jeweils als Aufhänger für längerfristige Entwicklungen. So geht es im Kapitel über die Reichsgründung auch um die Erinnerung daran, und wie sich in dieser

der Wandel des nationalen Selbstverständnisses und des Nationsgedankens nach 1871 zeigte. Das Kapitel über den «Kulturkampf» behandelt auch den Stellenwert von Religion und die Entwicklung der Zentrumspartei. Die Geschichte des Sozialistengesetzes dient als Aufhänger für die Entwicklung der Sozialdemokratie, und so weiter.

Natürlich ist dieses Buch aber keine «Gesamtdarstellung» des Kaiserreichs. Die gibt es nicht und wird es nie geben. Die historische Forschung über die deutsche Geschichte zwischen 1871 und 1918 füllt schließlich ganze Bibliotheken. Zudem kommen ständig neue Erkenntnisse über diese Zeit hinzu, werden lange für Gewissheit gehaltene Annahmen widerlegt, ändern sich die Fragen, die in der Gegenwart an die Vergangenheit gestellt werden. Jeder Versuch, eine alle Aspekte der Zeit berücksichtigende, definitive Geschichte des Kaiserreichs zu schreiben, wäre deshalb von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die meisten Leser werden daher auf den folgenden Seiten das eine oder andere vermissen. Mir als Autor geht es nicht anders. Aber irgendwann muss jedes Buch einmal fertig werden. Das geht nicht ohne das manchmal schmerzhaftes Setzen von Prioritäten, über die sich dann im Einzelnen streiten lässt.

Das Buch ist kein «Handbuch». Es ist ein Lesebuch. Das hat zum einen etwas mit meiner grundsätzlichen Skepsis gegenüber der Idee des Handbuchs zu tun. Diese Idee scheint mir der naiven Vorstellung verwandt zu sein, dass man getrost nach Hause tragen kann, was man schwarz auf weiß besitzt. Tatsächlich vermitteln aber sogenannte Handbücher ebenso wenig zweifelsfreie Wahrheiten wie das Internet oder die Zeitung.

Zum anderen gibt es bereits viele solcher Handbücher über die Geschichte des Kaiserreichs. Manche davon erinnern an ein Sandwich: Sie bestehen aus zwei Hälften Politik mit sozialhistorischer Füllung in der Mitte und einem Klecks Geschlechtergeschichte als Zugabe obendrauf.<sup>1</sup> Andere kultivieren die Disziplin des Dreisprungs: Sie handeln nacheinander Wirtschaft, Gesellschaft und Politik ab. Manchmal wird dann noch Kultur als vierter Kategorie größerer Platz eingeräumt,<sup>2</sup> manchmal wirken die wenigen Seiten darüber aber auch eher wie ein kümmerlicher Wurmfortsatz.<sup>3</sup>

Vor allem aber konzentrieren diese Handbücher sich auf Strukturen und vermitteln damit ein eher statisches Bild des Kaiserreichs. Im vorliegenden Buch stehen stattdessen die Menschen im Mittelpunkt, ihr Han-

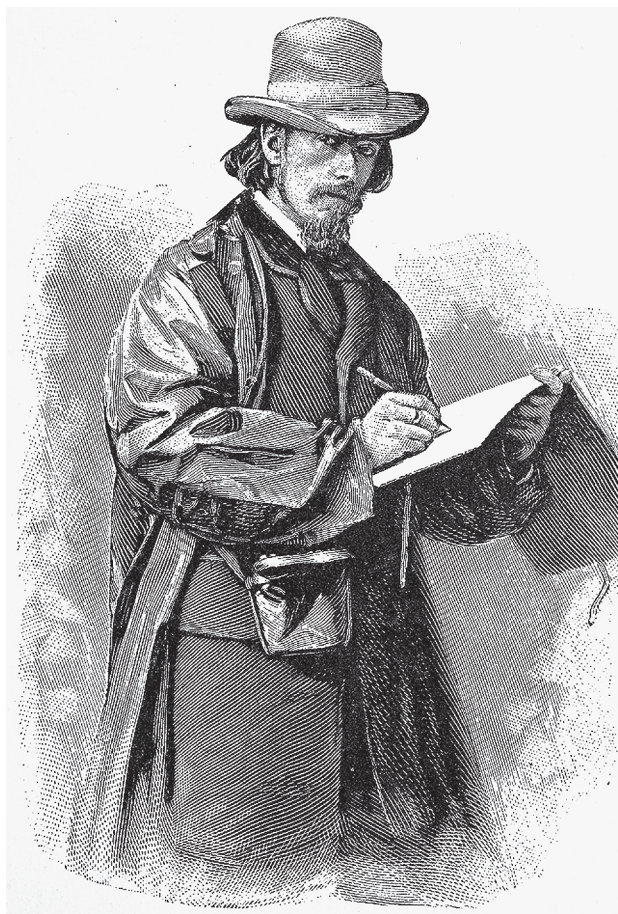
deln und ihre Erfahrungen. Natürlich wirken Strukturen auf Menschen ein, prägen sie, setzen ihnen Grenzen. Aber es sind auch Menschen, die diese Strukturen machen, sie verändern oder zerstören.

In jeder der Geschichten dieses Buches spielt ein bestimmter Mensch die Hauptrolle. Unter den Akteuren sind Reichskanzler, Kaiser und ein Admiral – aber auch ein katholisches Bauernmädchen von der Saar; eine politisch engagierte Putzmacherin, Hausfrau und Mutter aus Leipzig; ein gewitzter Schuhmacher mit Faible fürs Militärische; eine skrupellose Gesindevermittlerin aus Westpreußen; der erst Sozialdemokrat und dann Soldat werdende Sohn eines jüdischen Bäckers; ein Herero aus Südwesafrika, der deutsches Interesse an seiner Heimat zu eigenen Zwecken nutzen will. Andere Geschichten werden erzählt aus der Sicht eines protestantischen Sozialreformers aus Niedersachsen, der frustrierten Frau eines Freiburger Verlegers, eines in Frankfurt an der Oder geborenen Tischlersohns mit künstlerischen Ambitionen. In weiteren Rollen treten außerdem auf: ein in Deutz zur Welt gekommener, vielseitig talentierter Drechslermeister, ein Bauer aus Mainfranken, ein unterschätzter Köpenicker Kommunalpolitiker, Städterinnen und Dorfbewohner, Bürger und Bäuerinnen, Arbeiterinnen und Fabrikanten, Offiziere und Soldaten, Großgrundbesitzer, Dienstmädchen, Parlamentarier, Pfarrersfrauen, Metzger, jede Menge Journalisten, Juden, Historiker und viele andere.

Ziel ist eine multiperspektivische Darstellung, eine Art Kaleidoskop, das die ungeheure Vielschichtigkeit des Lebens im deutschen Kaiserreich zumindest ansatzweise abbildet. Dieses Leben war geprägt von immenser wirtschaftlicher Dynamik bei weitgehendem politischem Stillstand, demokratischen Lernprozessen und autoritärer Verkrustung, bahnbrechenden Sozialreformen und heftigsten sozialen Konflikten. Vor allem aber war die Zeit des Kaiserreichs eine faszinierend bunte Epoche mit lebendigen Menschen, die sie gestalteten und durchlebten.



VERSAILLES, 18. JANUAR 1871



*Anton von Werner in Frankreich 1870*

### *Bildnis des Künstlers als junger Mann*

Das Telegramm wurde dem Künstler am Vormittag des 15. Januar auf dem Eis zugestellt, als er mit seiner Braut Schlittschuh lief. Es kam vom Hofmarschall des preußischen Kronprinzen aus Versailles. Dort befand sich das Hauptquartier der preußischen und verbündeten Truppen, die seit Monaten Paris belagerten. Die Nachricht war ebenso kurz wie ihr Inhalt mysteriös. Sie lautete: «Geschichtsmaler v. Werner, Karlsruhe. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz läßt Ihnen sagen, daß Sie hier Etwas Ihres Pinsels Würdiges erleben würden, wenn Sie vor dem 18. Januar hier eintreffen können. Eulenburg, Hofmarschall.»<sup>1</sup>

Der «Geschichtsmaler» Anton von Werner war damals 27 Jahre alt. Er stammte aus verarmtem ostpreußischen Dienstadel. Einer seiner Vorfahren hatte als Diplomat die Krönung des brandenburgischen Kurfürsten zum König am 18. Januar 1701 mit vorbereitet. Dafür war der Vorfahr mit einem Adelspatent belohnt worden. Doch auf diesen Aufstieg der Familie folgte bald ein steiler gesellschaftlicher Abstieg. Anton von Werners Urgroßvater wurde als Offizier im Siebenjährigen Krieg schwer verwundet. Dann brannte das Familiengut in Ostpreußen wiederholt ab und musste verkauft werden. Der Großvater sah sich gezwungen, eine Militärkarriere wegen schwerer Krankheit abzubrechen. Als Steuerbeamter schlug er sich mehr schlecht als recht durch und starb jung, «seine Familie in Not und Bedrängnis zurücklassend».<sup>2</sup> Antons Vater, mit vier Jahren Halbwaise geworden, fristete sein Leben schließlich als Tischler in Frankfurt an der Oder.

Dort wurde Anton selbst 1843 geboren. Die Einstellung, die der Junge in der Familie zu Preußen und dessen Kriegen vermittelt bekam, war nicht unbedingt allzu positiv. Zwar erzählte die Großmutter ihm viel vom «alten Fritz», zu dessen Lebzeiten sie noch geboren worden war. Dabei spielte allerdings die verheerende Niederlage Preußens in der Schlacht von Kunersdorf 1759 eine prominente Rolle. Dass der in dieser Schlacht verwundete Urgroßvater die ihm deswegen eigentlich zustehende Zivilversorgung nie erhalten hatte, nahm einen zentralen Platz in

der Familienerinnerung ein. Offenbar nicht ohne Stolz wurde dem Jungen wiederholt von einer Ohrfeige berichtet, die sein Urgroßvater dem verantwortlichen preußischen Minister deshalb einst verabreicht haben soll. Auch sonst waren es weniger die «glanzvollen» Seiten preußischer Geschichte, von denen der kleine Anton in der Familie erfuhr: So erzählte die Großmutter viel und gerne von der Vernichtung der preußischen Armee bei Jena 1806 und den darauffolgenden Jahren französischer Besatzung – insbesondere von einem bestimmten französischen Offizier, den sie offenbar als junge Frau gekannt hatte.

Dennoch: Für den jungen Anton von Werner und seine Spielkameraden hatte «alles Militärische», wie er sich später erinnerte, «einen erhöhten Reiz». Auf Jahrmärkten drängten sie sich vor den Schaubuden, die «mit beweglichen, auf Rädern laufenden Figuren ausgestattet», die Feldzüge in Schleswig-Holstein 1849 und später «aus dem Krimkrieg allerlei Episoden mit viel Pulvergeknalle zur Anschauung brachten. Gerade diese Darstellungen entzückten uns Jungens und regten uns zur Nachahmung an.» Es war «vor allem aber die Erinnerung an die Befreiungskriege», die die liberale deutsche Nationalbewegung für sich reklamierte und zelebrierte, «wenn einer der alten Krieger von 1813 zu Grabe getragen wurde», die von Werner nach eigener Aussage prägte. Tief beeindruckt hatten schon den Fünfjährigen danach auch die Schießübungen der Bürgerwehr 1848, als die preußischen Truppen seine Heimatstadt vorübergehend räumten.<sup>3</sup>

Vom Vater zunächst zu einer Ausbildung als Anstreicher gezwungen, begann er danach ein Studium an der Berliner Kunstakademie. Doch das Berlin der frühen 1860er Jahre erschien dem mit liberalen Ideen sympathisierenden Kunststudenten muffig und finster. Die Hoffnungen auf «den Anbruch einer neuen Zeit, den Beginn einer Ära voller Glück und freiheitlicher Entwicklung», die auch er wie viele Zeitgenossen mit der Übernahme der Regierung durch Wilhelm I. verbunden hatte, hatten der Konfrontation zwischen Monarch und Volksvertretung im preußischen Verfassungskonflikt Platz gemacht. Der junge von Werner geriet in die Gesellschaft «alter Achtundvierziger», wurde Mitglied eines Turnvereins und trat in die oppositionelle Fortschrittspartei ein.<sup>4</sup>

1862, auf dem Höhepunkt des Verfassungskonflikts, beschloss er schließlich, der preußischen Heimat den Rücken zu kehren und an die Kunstschule nach Karlsruhe zu gehen. Enttäuschung über die Lehrer an



der Berliner Akademie spielte auch eine Rolle dabei, zudem der Eindruck, bei Preisverleihungen übergangen worden zu sein. Nicht zuletzt aber war Baden «bei uns längst als konstitutioneller Musterstaat bekannt und gepriesen. Hier nun fühlte ich in der Tat den Hauch einer neuen Ära in dem Zusammenleben und Zusammenwirken von Fürst und Volk, die glückverheißend schien.» So zeigte Anton von Werner sich bald nach seiner Ankunft in Karlsruhe tief beeindruckt vom zivilen Auftreten des jungen badischen Großherzogs, des Schwiegersohns des Preußenkönigs Wilhelm I., von dem er eine so ganz andere, «stramm militärische Erscheinung» gewohnt war. «Auch dass man Offiziere mit Zivilisten zusammen am Biertisch sah, imponierte mir, weil ich es bei uns nie gesehen hatte.» Auf Reisen in Württemberg und Bayern machte er ähnliche Erfahrungen: «Der Vergleich zwischen Preußen, das als Inbegriff finsterster Reaktion galt, und Süddeutschland, dem Land der Freiheit, drängte sich überall und nicht gerade freundlich auf.»<sup>5</sup>

1866 sah der junge Kunststudent den Krieg zwischen den süddeutschen Staaten und Österreich auf der einen, Preußen auf der anderen Seite mit sehr gemischten Gefühlen aufziehen. Er spielte mit dem Gedanken, sich dem «verwünschten <Bruderkrieg>» durch Auswanderung in die USA oder nach Großbritannien zu entziehen.<sup>6</sup> Preußen war zwar seine alte Heimat. Aber südlich des Mains hatte er mittlerweile viele Freunde und in Malvina Schroedter, der Tochter eines seiner Karlsruher Lehrer, die Liebe seines Lebens gefunden. Mit diesen hoffte er zeitweilig sogar darauf, «daß vorher in Preußen noch eine Revolution ausbricht». Um sich der Gefahr einer Rekrutierung für den Dienst im preußischen Militär zu entziehen, bat er seine Eltern, bei einem eventuellen Einberufungsbescheid den Behörden vorzuffunkern, der Sohn sei mit unbekannter Adresse in die neutrale Schweiz verzogen.<sup>7</sup>

Nach dem preußischen Sieg im deutsch-deutschen «Bruderzwist», der für die meisten Zeitgenossen überraschend kam, änderte sich Anton von Werners Einstellung. Damit war er repräsentativ für viele, die zuvor dem Preußen Wilhelms I. und Bismarcks kritisch gegenüberstanden hatten. Während in Berlin eine Mehrheit der Abgeordneten der Fortschrittspartei die Nationalliberale Partei gründete, um fortan mit der Regierung zusammenzuarbeiten, besann von Werner in Karlsruhe, geblendet vom «glänzenden Feldzug unserer Truppen», sich wieder auf seine preußischen Wurzeln. Nachdem er sich kurz zuvor vorm Militär-

dienst noch hatte drücken wollen, bedauerte er es nun auf einmal selbst, nicht Soldat geworden zu sein! Speziell dazu mochte auch beitragen, dass man in dem von Kampfhandlungen weitgehend verschont gebliebenen Baden «vom Kriege gar nichts bemerkt» hatte.<sup>8</sup>

Bei Werner wurde die Versöhnung mit der alten preußischen Heimat außerdem noch dadurch befördert, dass ihm die Berliner Akademie der Künste im August 1866 nun doch einen Preis verlieh. Das Preisgeld und wachsende künstlerische Erfolge ermöglichten ihm in den nächsten drei Jahren längere Studienaufenthalte in Frankreich und Italien. Während der Norddeutsche Bund entstand, sich konsolidierte und mit den süddeutschen Staaten Verteidigungsbündnisse abschloss, sprach Werner im Ausland und in seinen Briefen an die Eltern mit wachsendem Respekt über Bismarck und «unser» Preußen.

Ende 1869 kehrte er wieder nach Deutschland zurück und übernahm die «patriotische» Aufgabe, ein Kieler Gymnasium mit Wandbildern zu Luther und der «nationalen Erhebung von 1813» zu verschönern. Dort traf ihn im Juli 1870 die «Nachricht von der französischen Kriegserklärung wie ein Blitz aus heiterem Himmel».<sup>9</sup> Der Beginn der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem nun von den süddeutschen Staaten unterstützten Preußen machte dem Künstler vorerst nicht nur einen Strich durch seine Heiratspläne. Seinem Vater gegenüber klagte er deswegen spontan: «Wenn nur jetzt nicht der Krieg gekommen wäre!» Auch um die in Karlsruhe, in unmittelbarer Nähe der nun Front gewordenen Grenze, zurückgelassene Braut Malvina machte er sich zunächst große Sorgen. Dazu kamen beunruhigende Nachrichten über hohe Verluste des Regiments aus seiner Heimatstadt in den ersten Schlachten des Krieges. Vielleicht waren Freunde und Bekannte darunter? Schließlich fühlte er sich in Kiel selbst nicht ganz sicher: Was, wenn die Dänen auf Seiten Frankreichs in den Krieg eintraten? Oder die französische Flotte Kiel bombardierte?

Andererseits bot sich bei einem solchen Angriff, trotz mittlerweile aus gesundheitlichen Gründen erfolgter Ausmusterung in Preußen, vielleicht doch noch die Möglichkeit, in einer Landwehrkompanie die 1866 im Nachhinein vermissten Kriegserfahrungen zu sammeln. Zudem steckte die Kriegsbegeisterung an, die sich wie ein Lauffeuer in Kiel ausbreitete. Denn diese war «kolossal und allgemein – wie überall», wie Anton von Werner schon kurz nach Kriegsbeginn registrierte. Als preu-

ßische und verbündete Truppen bald tiefer und tiefer in Feindesland eindringen, wurde er nicht nur zunehmend optimistischer. In wachsendem Maß sah er im Krieg auch ein mögliches Karrieresprungbrett. Im August 1870 noch von der Hoffnung erfüllt, dass die Feindseligkeiten «allem Anschein nach rasch und glücklich zu Ende gehen» würden, wünschte er sich zwei Monate später sogar deren Verlängerung. Denn er könne, wie er dem Vater mit einer Mischung aus Pathos und Torschlusspanik erläuterte, «die Gelegenheit, die *hoffentlich* nie wiederkehrt, nicht vorbeigehen lassen, ohne aus eigener Anschauung, so viel es jetzt noch möglich ist», die Realität des Krieges kennenzulernen, um sie «einst künstlerisch zu verarbeiten».<sup>10</sup>

Deshalb ließ er seine Beziehungen zum Karlsruher Hof spielen. Von der Großherzogin erhielt er ein Empfehlungsschreiben an ihren Bruder, den preußischen Kronprinzen. So ausgerüstet, reiste er mit einigen Künstlerkollegen im Oktober 1870 über Straßburg, dessen von deutscher Artillerie zerschossene Vorstädte «einen fürchterlichen Eindruck» auf ihn machten, in das preußische Hauptquartier nach Versailles. Dort ebnete ihm die Empfehlung aus Karlsruhe nicht nur den Weg zum Kronprinzen, sondern auch zum preußischen Generalstabschef Helmuth von Moltke und anderen hohen Militärs. Die aristokratische und militärische Elite Preußens, die er bisher aus der Ferne als arrogant und unnahbar erlebt hatte, wirkte aus der Nähe jetzt «jovial» und umgänglich auf ihn. Mit Überraschung registrierte Werner zudem: «Sie hatten alle soviel Zeit und Interesse für die Kunst!» Das Bemühen seiner neuen Bekannten, ihre Rolle im deutsch-französischen Krieg durch künstlerische Werke gebührend hervorheben zu lassen, bescherte ihm eine ganze Reihe von lukrativen Aufträgen.<sup>11</sup> So waren es wohl nicht allein die Erweiterungen seines Erfahrungsschatzes durch das, was er auf dieser ersten Fahrt nach Versailles gesehen hatte, die ihn dem Vater berichten ließen: «Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß ich noch den Krieg soviel jetzt davon noch zu sehen, mitmachen konnte.»<sup>12</sup>

Ende November 1870 kehrte Werner nach Karlsruhe zurück. Während der nächsten Wochen war er damit beschäftigt, die Verlegung seines Wohnsitzes nach Berlin vorzubereiten. Die im Versailler Hauptquartier geknüpften Verbindungen und angebahnten Geschäftsbeziehungen schienen diesen schon vorher erwogenen Umzug nun erst recht sinnvoll zu machen. Am 16. Januar 1871 wollte er deswegen in die preu-

ßische Hauptstadt reisen. Doch am Tag davor erreichte Werner die rätselhafte Nachricht des Kronprinzen, er könne etwas seines «Pinsels Würdiges erleben», wenn er vor dem 18. Januar in Versailles eintreffen werde.

### *Festakt mit Hindernissen*

Der Künstler zögerte nicht. Er kaufte sich «einen dicken Reisepelz» – die Temperatur lag, bei stahlblauem Himmel, um zehn Grad unter null – und machte sich noch am selben Tag um 14 Uhr, vier Stunden nach Ankunft des Telegramms, auf die Reise. Diesmal kam er schneller voran als im Oktober. Dennoch dauerte es zwei Tage, bis er über Straßburg und Epernay mit dem Zug Lagny-sur-Marne, den Endpunkt der Bahnstrecke vor dem deutschen Belagerungsring um Paris, erreicht hatte. Am 17. Januar traf er dort um fünf Uhr nachmittags ein. Mittlerweile hatte Tauwetter mit Regen eingesetzt, und es dämmerte bereits. Für die Weiterfahrt hatte der Hofmarschall des Kronprinzen einen Platz für ihn in der Armeepostkutsche reserviert. «So ging's in die pechschwarze Nacht hinein», Werner mit einem preußischen Feldjäger und dem Kutscher «zu dritt in dem mit Postpaketen gefüllten Wagen zusammengepreßt, wie in der Schachtel die Sardinen». Aus Furcht vor Angriffen französischer Partisanen wurde die Kutsche von einem weiteren Soldaten aus Bayern bewacht, der «oben auf dem Verdeck des Wagens schaukelte».

In halsbrecherischer Fahrt durch die Nacht legte Werner auf diese Weise die letzten gut 50 Kilometer der Reise zurück. «Um 4 Uhr früh kamen wir ohne Unfall, nur tüchtig durchgerüttelt und etwas steif in den Gliedern in Versailles an.» Der Künstler schlief noch zwei Stunden im Quartier des preußischen Feldjägers, der ihn in der Postkutsche begleitet hatte. Kaum erholt, ging er «gegen 8 Uhr ins Quartier des Kronprinzen nach der mir wohlbekanntes Villa Les Ombrages, gestiefelt und gespornt, denn ich glaubte nichts anderes, als daß ein Sturm auf Paris oder etwas Derartiges beabsichtigt sei, eine Meinung, die auch die Herren vom Etappenkommando in Straßburg und Epernay ausgesprochen hatten». Der Kronprinz begrüßte ihn nur kurz im Vorübergehen und be-

auftragte den Hofmarschall, «das Weitere» zu organisieren. Der fragte Werner «zu meiner höchsten Verwunderung, ob ich einen Frack mitgebracht hätte». Dann stellte er ihm für «heute vormittag zu der Festlichkeit im Schloss» einen Passierschein aus.<sup>13</sup>

In aller Eile besorgte sich der Künstler bei einem französischen Herrenausstatter den Frack. Von der Festlichkeit im Schloss hatte der Franzose auch bereits gehört, wusste aber genauso wenig, worum es sich handelte. Die wildesten Gerüchte machten die Runde. Weil deutsche Truppen an allen Frontabschnitten ihre Fahnen eingerollt und nach Versailles gebracht hatten, vermuteten manche Einheimische sogar, die Deutschen beabsichtigten, vor den sich erfolgreich verteidigenden Pariser zu kapitulieren.<sup>14</sup>

Gegen elf Uhr eilte Werner schließlich zum Schloss, einigermassen in Sorge um die Sauberkeit seiner Frackhosen. Denn das Eis und der Schnee der letzten Tage hatten sich mit dem Tauwetter in «furchtbaren Dreck» verwandelt, wie ein Offizier des preußischen Generalstabs in seinem Tagebuch notierte. Auf der zum Schloss führenden Avenue de Paris und der davorliegenden Place d'Armes wimmelte es dennoch von Soldaten. Allen dienstfreien Mannschaften der deutschen Garnison war «gestattet» worden, sich in Paradeuniform dort zu versammeln.<sup>15</sup>

Kurz vor zwölf Uhr fuhr der Kronprinz vor und ging mit seinen Adjutanten ins Schloss. Bald darauf folgte König Wilhelm im offenen, von vier Pferden gezogenen Wagen. Trotz der Hurrarufe der Soldaten hatten allerdings sogar zum Pathos neigende Betrachter den Eindruck, dass sich eine wirklich feierliche Atmosphäre nicht einstellen wollte. Denn nicht nur mischte sich in das Hurra von Paris her der Donner französischer Festungsartillerie. Der Wagen des Königs musste zudem seinen Weg nehmen «zwischen Kriegsfuhrwerk, Proviantladungen und Viehzutrieb, durch den lebhaften städtischen Verkehr hindurch, der am Markttag herrschte».<sup>16</sup>

Vor dem Schloss stieg der König aus dem Wagen und schritt zunächst die dort aufgestellte Ehrenwache seines Garderegiments ab. Bei den von einem Unteroffizier gehaltenen Resten der Fahne des Regiments blieb er stehen. Das Fahnentuch war bei einem der ersten Gefechte des deutsch-französischen Krieges, der Schlacht von Weißenburg, zerfetzt und die Fahnenstange zersplittert worden. In dieser Schlacht hatte auch das Regiment aus Anton von Werners Heimatstadt

Frankfurt an der Oder große Verluste erlitten. Bis zum 18. Januar 1871 betrug der Blutzoll des Krieges auf beiden Seiten zusammen mehr als 170 000 Tote und über 220 000 Verwundete, und es sollten noch einige Tausend dazukommen.

Der König befahl, die Fahne des Garderegiments zu den bereits in den Spiegelsaal des Schlosses gebrachten anderen zu tragen, und ging selbst hinein. Im Spiegelsaal wartete Anton von Werner als einer von einer Handvoll Zivilisten unter Hunderten von Uniformträgern bereits seit einer guten halben Stunde. An der vom Eingang aus linken Längsseite standen vor den Fenstern ordensgeschmückte preußische und bayerische einfache Soldaten und Unteroffiziere, die von verschiedenen Truppenteilen abgeordnet worden waren. Auf der rechten Seite, an der große Spiegel das durch die Fenster gegenüber eindringende Tageslicht zurückwarf, standen Offiziere im Generalsrang und Ministerialbeamte, auch diese allesamt in Uniform. Gegenüber dem Eingang, an der Stirnseite des Spiegelsaals, waren auf einem Podium die Fahnenträger in Reih und Glied aufgestellt. Mit dem Auge des Malers taxierte Werner schon das künstlerische Potential der in den Spiegeln reflektierenden bunten Uniformen, der blitzenden Orden und Waffen und des Lichts.

Allerdings tappte er immer noch völlig im Dunkeln, «was aus diesem Gewirr <meines Pinsels Würdiges> sich entwickeln würde». Auf den Sinn der ganzen Veranstaltung konnte er sich nach wie vor keinen Reim machen. Angesichts des Datums schien es ihm am wahrscheinlichsten, dass ein Gedenken an die erste preußische Königskrönung am 18. Januar 1701 vorgesehen war, an deren Vorbereitung sein Vorfahr Anteil gehabt hatte. Der höchste Orden Preußens, der Schwarze Adlerorden, war damals gestiftet worden, und das daran erinnernde Ordensfest galt in Hofkreisen als wichtige Feier.

Dass König Wilhelm diesen Orden an prominenter Stelle trug, als er den Spiegelsaal betrat, war geeignet, die Vermutung zu bestärken. Der König, sein Sohn, die mit ihnen eingetretenen Angehörigen anderer deutscher Fürstenhäuser und der preußische Ministerpräsident Bismarck stellten sich gegenüber von einem Altar in der Mitte der Fensterseite auf. Werner, der in nächster Nähe stand, nahm sein Skizzenbuch heraus und begann ihre Porträts zu zeichnen. Der Kronprinz kommandierte: «Helm ab zum Gebet», und mit dem Absingen eines Chorals begann ein Got-

tesdienst. In seine Arbeit versunken, bekam der Künstler davon «natürlich so gut wie nichts» mit, ebenso wenig wie von der folgenden Ansprache des preußischen Hofpredigers.<sup>17</sup>

Er war allerdings nicht der Einzige, dem es so ging. Die unerwartet lange Predigt war nach der Erinnerung vieler Anwesender auch nicht sonderlich geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln. So ließ der Kronprinz, abgestoßen von der «ziemlich taktlosen, langen, historisch-religiösen Abhandlung» des Hofpredigers, seine «Blicke während dieses Teils der Feier über die Versammlung und an die Decke schweifen». Der Generalstäbler Oberstleutnant Paul Bronsart von Schellendorf urteilte in seinem Tagebucheintrag zum 18. Januar, die «lange, aber ziemlich schwache Rede» habe «mehr den Charakter einer Hausandacht» gehabt. Überdies wurde seine Aufmerksamkeit wie die Werners von dem Gottesdienst durch ein Kunstwerk abgelenkt: Denn der «improvisierte Altar stand einer nackten Venus gegenüber, ein allerdings im Schloß von Versailles schwer zu vermeidendes Verhältnis».<sup>18</sup>

König Wilhelm dagegen ignorierte die Nackte oder nahm sie nicht wahr. Er blickte während des Gottesdienstes andächtig zu Boden und dankte dem Hofprediger nachher herzlich. Dann ging er zum Podium an der Stirnseite des Spiegelsaals, auf dem die Fahnenräger warteten. Wilhelm komplimentierte zunächst die 32 Angehörigen anderer deutscher Fürstenhäuser auf das Podium, bevor er sich selbst, flankiert vom Kronprinzen und seinem Schwiegersohn, dem badischen Großherzog, dort aufstellte. Die hohen Herrschaften standen nun bereits sehr gedrängt, in stetiger Gefahr, sich gegenseitig auf die Füße zu treten. Den König hielt das aber nicht davon ab, noch zwei weitere Fahnenräger heraufzukommandieren.

Mit der Bewegung der Fürsten war der Rest der Teilnehmer ebenfalls in Bewegung geraten. Angeführt von Bismarck, verlagerten Minister, Generalstäbler und andere hohe Würdenträger ihre Position an die Stufen vor dem Podium. Doch es konnte, wie selbst eine die besondere Würde des Festakts betonende Darstellung vermerkte, «nicht fehlen, daß im Drange, der feierlichen Handlung so nahe wie möglich zu sein, auch die Versammlung selbst nachzufolgen suchte».<sup>19</sup>

Anton von Werner machte keine Ausnahme. Hinter einem Hauptmann arbeitete er sich «durch die dichtgedrängte Masse der Offiziere zu einem günstigeren Platz» vor – nicht ohne von einem Hofmarschall an-

geraunzt zu werden, was er als Zivillist denn überhaupt hier zu suchen habe. «Und nun ging in prunklosester Weise und außerordentlicher Kürze das große Ereignis vor sich, das die Errungenschaft des Krieges bedeutete: *die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches!* Das also war es, was der Kronprinz Friedrich Wilhelm als etwas meines Pinsels Würdiges in seinem Telegramm bezeichnet hatte!»

Reflexartig zeichnete der Künstler weiter. Dafür hatte er sich schließlich auf einen besseren Platz vorgedrängelt. Denn so prunklos die Sache ihm auch scheinen mochte: «Der Vorgang war gewiß historisch würdig, und ich wandte ihm meine gespannteste Aufmerksamkeit zu, zunächst natürlich seiner äußeren malerischen Erscheinung, notierte in aller Eile das Nötigste, sah, daß König Wilhelm etwas sprach und daß Graf Bismarck mit hölzerner Stimme etwas Längeres verlas, hörte aber nicht, was es bedeutete.»<sup>20</sup>

Wilhelm hatte den Fürsten dafür gedankt, dass sie die Aufforderung Ludwigs II. von Bayern unterstützten, die Kaiserwürde im neuen Deutschen Reich anzunehmen. Bismarck las anschließend die Proklamation Wilhelms «an das deutsche Volk» vor, in dem der König sich dazu bereit erklärte. Dass der preußische Ministerpräsident dabei keine allzu imposante Vorstellung ablieferte, war nicht nur Anton von Werners Eindruck. Später für die Veröffentlichung überarbeitete und offenbar geschönte Berichte attestierten beiden Rednern zwar «kräftige» Stimmen. Der Kronprinz notierte dagegen am 18. Januar in sein Tagebuch, dass Bismarck, «der ganz grimmig verstimmt aussah,» seine Ansprache «in tonloser, ja geradezu geschäftlicher Art und ohne jegliche Spur von Wärme oder feierlicher Stimmung» verlas.<sup>21</sup>

Nach dem Ende von Bismarcks Vortrag brachte der Großherzog von Baden als ranghöchster der anwesenden deutschen Fürsten – die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen fehlten bei der Zeremonie – ein Hoch auf den Kaiser aus. Das Publikum antwortete mit mehrfachen Hoch- und Hurrarufen. Fahnen, Helme und Waffen wurden geschwenkt, nicht ganz ungefährlich in dem proppenvollen Saal, aber niemand kam zu Schaden. Anton von Werner «schrie mit und konnte dabei natürlich nicht zeichnen». Vor dem Schloss «antwortete wie ein Echo das Hurra der dort aufgestellten Truppen. Der historische Akt war vorbei: Es gab wieder ein *Deutsches Reich und einen Deutschen Kaiser!* Ich sah noch, wie der Kaiser den Kronprinzen umarmte und von den ihn umgebenden



deutschen Fürsten beglückwünscht wurde. Eine beabsichtigte Defiliercour der anwesenden Offiziere mißglückte.»<sup>22</sup>

Dass die nicht geplante Gratulation des Monarchen durch die Militärs «des unvermeidlichen Gedränges wegen keinen rechten Charakter hatte», registrierten auch der Kronprinz und andere Teilnehmer. Doch damit nicht genug der peinlichen Momente und Pannen. Die Musikkorps waren angewiesen worden, nach dem Ende des offiziellen Teils der Feier im Vorraum des Spiegelsaals einen Marsch anzustimmen. «Aber so sehr waren der Kaiser und die Fürsten noch in der Unterredung mit den sie umringenden Festgenossen begriffen, daß der zu lauten Musik sofort wieder Einhalt geboten werden mußte.»<sup>23</sup> Irritiert sah Werner «dann den Kaiser die Stufen der Estrade hinabschreiten, an Bismarck vorbei, den er nicht zu bemerken schien».<sup>24</sup>

### *Eine schwere Geburt*

Jahre später sollte er von Bismarck selbst erfahren, dass es sich dabei um alles andere als Zufall gehandelt hatte. Denn bei der Vorbereitung der Versailler Kaiserproklamation waren der zukünftige Kaiser und sein Kanzler massiv aneinandergeraten. Deshalb grollte Wilhelm und ignorierte Bismarck nach dem Festakt. Und das war auch der Grund, warum der Kanzler «ganz grimmig verstimmt» war und seine Rolle in der Zeremonie sichtlich unmotiviert spielte. Noch einige Tage später klagte Bismarck seiner Frau in einem Brief: «Diese Kaisergeburt war eine schwere, und Könige haben in solchen Zeiten ihre wunderlichen Gelüste, wie Frauen, bevor sie der Welt hergeben, was sie doch nicht behalten können. Ich hatte als Accoucheur [Geburtshelfer] mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre.»<sup>25</sup>

Was war geschehen? Den Funken für den Streit hatte die Frage gezündet, welchen Titel Wilhelm als Kaiser zukünftig tragen sollte. Auf den ersten Blick war das in der Tat ein kurioser Anlass. Allerdings handelte es sich dabei um ein Thema, das nicht nur tiefe Einblicke in die Befindlichkeiten und Eigenheiten der zentralen Akteure der Reichsgründung bietet. Der Streit um des Kaisers Titel beleuchtet auch grell ein

hartnäckiges Hindernis der nationalen Einigung Deutschlands, das Anton von Werner als Wandler zwischen den Welten seit 1862 schon am eigenen Leib erfahren hatte: den Gegensatz zwischen Preußen und dem Süden. Mit der Zeremonie in Versailles war dieser Gegensatz nicht wirklich überwunden. Die Auseinandersetzung zwischen König Wilhelm und Bismarck um den Kaisertitel war, um im Bild zu bleiben, tatsächlich nur ein vorläufiger Höhepunkt der Geburtswehen des deutschen Kaiserreiches.

Seit dem Sieg über Österreich 1866 herrschte Preußen nördlich des Mains unangefochten. Die Gründung des von ihm dominierten Norddeutschen Bundes war der sichtbare Ausdruck dafür. Südlich des Mains sah die Lage zunächst aber noch anders aus. Obwohl die süddeutschen Staaten nun notgedrungen mit Preußen durch Verteidigungsallianzen verbunden waren, zeigten sie sich wenig interessiert, die Beziehungen enger zu gestalten. Das merkte der aus dem Norden stammende Anton von Werner selbst in Baden, trotz der engen dynastischen Verbindungen des dortigen Großherzogs zur preußischen Königsfamilie. Das persönliche Verhältnis zu einem bis dahin guten Freund, dem Karlsruher Schriftsteller Viktor von Scheffel, verschlechterte sich nach 1866 sogar, weil diesem «der Unmut über die neuen Verhältnisse in Deutschland noch immer böse Stunden bereitete, während seine sonst gleichgesinnten Freunde schon angefangen hatten, die Sache von der praktischen Seite zu sehen». Die gemeinsamen Abende in Scheffels Mansarde gestalteten sich deshalb «nicht mehr so harmlos und heiter wie früher».<sup>26</sup> In Bayern und Württemberg stand sogar eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung Preußen feindlich gegenüber.

Mit dem Beginn des Krieges gegen Frankreich im Juli 1870 änderte sich das, und damit eröffneten sich auch der preußischen Politik neue Perspektiven. Durch die süddeutschen Staaten lief eine Welle nationaler Begeisterung. Eine erneute Machterweiterung der preußischen Monarchie geriet so in den Bereich des Möglichen. Gespräche über den Eintritt Süddeuschlands in den Norddeutschen Bund wurden begonnen. Nach langwierigen Verhandlungen war bis Ende November 1870 in Versailles darüber weitgehende Einigkeit erzielt.

Am 1. Januar 1871 traten die entsprechenden Verträge formell in Kraft. Tatsächlich war jedoch vieles noch offen. Offiziell hieß das Resultat der Verhandlungen in den Verträgen «Deutscher Bund». Zumindest auf preußischer Seite sprach man aber bereits ganz ungeniert von einem

«Deutschen Reich». Im Süden bestanden Animositäten gegen die Dominanz Preußens weiter fort. Dass die «Kaiserkrone auf dem Haupt eines Hohenzollern» Anton von Werners badischem Freund Viktor von Scheffel weiterhin «eine ganz unmögliche und unnatürliche Sache» erschien und Werner wegen seiner preußischen Herkunft auch an der Karlsruher Kunstschule offene Feindschaft entgegenschlug,<sup>27</sup> ließ sich zwar ignorieren. Beträchtliche Teile der Bevölkerung Württembergs und vor allem Bayerns lehnten die Reichsgründung aber nach wie vor ab. Die notwendige Ratifizierung der Einigungsverträge im bayerischen Landtag zog sich hin. Schließlich sollte sie am 17. Januar stattfinden, am Tag vor dem für die Kaiserproklamation vorgesehenen Termin, wurde aber dann erneut verschoben.

Der bayerische und der württembergische König waren überhaupt nur durch eine Reihe von Sonderrechten zur widerstrebenden Unterzeichnung der Verträge bewegt worden. Bayern und Württemberg würden im neuen Bund weiter über eigene Postdienste und Eisenbahnen verfügen, die Besteuerung von Bier und Branntwein selbst regeln, ihre Monarchen zumindest noch eingeschränkte militärische Kommandogewalt besitzen. König Ludwig II. von Bayern hatte auch keineswegs selbst die Idee gehabt, seinen preußischen Kollegen Wilhelm zur Annahme der Kaiserkrone aufzufordern. Der entsprechende Text war vielmehr in Berlin formuliert worden. Damit der bayerische «Märchenkönig» diesen schließlich unterschrieb, musste Bismarck erst unter der Hand viel Geld versprechen, das Ludwig unter anderem für den Bau von Schloss Neuschwanstein brauchte.

Mit Blick auf die Kaiserproklamation plädierte Bismarck für äußerste Vorsicht, um die Empfindlichkeiten der Süddeutschen nicht zu verletzen. Wenn die Ratifizierung des Vertrages mit Bayern im Münchner Landtag scheiterte, stand die fast erreichte deutsche Einigung wieder in Frage. Schon das für den Festakt von König Wilhelm festgelegte Datum stellte in dieser Hinsicht ein Problem dar: Als Jahrestag der Krönung von 1701 stand der 18. Januar in einer rein preußischen Tradition. Die Gefahr war nicht von der Hand zu weisen, dass die übrigen deutschen Fürsten sich degradiert fühlten zu rein dekorativen Zaungästen einer Erhöhung Preußens und seiner Monarchie, die mit ihrer eigenen Erniedrigung einherging.

Das galt umso mehr, als Wilhelm sich zunehmend auf die Forderung

versteifte, zum «Kaiser von Deutschland» ausgerufen zu werden. Bismarck, zumindest nach außen hin kühl logisch argumentierend, riet davon unter Hinweis vor allem auf die Lage in Bayern ab. Wenn man den preußischen König zum «Kaiser von Deutschland» ausrufe, könne das als Anspruch auf territoriale Herrschaft auch in den Gebieten der anderen Bundesfürsten verstanden werden. Es komme aber darauf an, «den Gegnern der deutschen Sache jede Waffe zur Verdächtigung unserer Absichten zu entziehen». Deshalb plädierte er für den unverfänglicheren Titel «Deutscher Kaiser».<sup>28</sup>

So sehr Wilhelm sich zeitweilig bereitfand, diese taktischen Argumente anzuerkennen, so wenig konnte er sich prinzipiell mit dem von Bismarck vorgeschlagenen Titel anfreunden. Ohne territoriale Herrschaft auszudrücken, war der Kaisertitel in seinen Augen weniger wert als der des preußischen Königs. Am Vortag der Kaiserproklamation «brach er in die Worte aus, nur ein Scheinkaisertum übernehme er, nichts weiter als eine andere Bezeichnung für «Präsident»». Bei aller Emotionalität sah der greise Wilhelm in mancher Hinsicht weiter als sein Ministerpräsident. Preußen gewann durch die Verbindung mit Deutschland zwar auf den ersten Blick Macht. Auf lange Sicht ging es aber damit in der Nation auf – und letztlich unter. Zu Bismarck und dem diesen unterstützenden Kronprinz «sagte er in äußerster Erregung, er könnte uns gar nicht schildern, in welcher verzweifelten Stimmung er sich befände, da er morgen von dem alten Preußen, an welchem er allein festhielt und fernerhin auch festhalten wollte, Abschied nehmen mußte. Hier unterbrachen Schluchzen und Weinen seine Worte.»

Eigentlich war die Besprechung am 17. Januar anberaumt worden, um den Festakt am nächsten Tag insgesamt zu planen, und dabei in letzter Minute auch endlich eine Einigung in der umstrittenen Titelfrage zu erzielen. Beides misslang völlig. Die Teilnehmer verzettelten sich stattdessen in Debatten über die Geschichte Brandenburg-Preußens und das historische Verhältnis von Kaiser und Königen. Beide Seiten bemühten dabei die abstrusesten Argumente, um ihren Standpunkt in der Titelfrage zu untermauern. «Im höchsten Zorn sprang der König schließlich auf, brach die Verhandlungen ab und erklärte, von der zu morgen angesetzten Feier nichts mehr hören zu wollen.»<sup>29</sup> Wilhelm war dermaßen aufgebracht und aufgewühlt, dass er sogar «drauf und dran war, zurückzutreten».<sup>30</sup>

Natürlich konnte keine Rede davon sein, den Festakt abzusagen. Jede

detailliertere Planung unterblieb jedoch, zumal der König sich für den Rest des Tages ganz zurückzog und unansprechbar war. Ein Großteil der Pannen und Peinlichkeiten bei der Zeremonie am 18. Januar hätte sonst wohl vermieden werden können. Der größte anzunehmende Unfall blieb immerhin aus, weil der badische Großherzog in buchstäblich letzter Minute spontan eine salomonische Lösung für die umstrittene Titelfrage fand. Fröhlichmorgens von Wilhelm schriftlich dazu aufgefordert, im Spiegelsaal nach der Proklamation das Hoch auf ihn als «Kaiser von Deutschland» auszubringen, was auch immer Bismarck sage, versuchte der Großherzog unmittelbar vor dem Festakt zu vermitteln. Der zuerst von ihm angesprochene Kanzler «war ganz außer sich vor Ärger», während Wilhelm ebenfalls «sehr ungehalten» reagierte und «sich in heftigen Ausdrücken über Bismarck» äußerte. Beide wandten sich unwirsch mit den Worten ab, der Großherzog müsse eben tun, was er für richtig halte. Und das tat dieser dann auch, indem er das Hoch weder auf den «Kaiser von Deutschland» noch auf den «deutschen Kaiser» ausbrachte, sondern auf «Kaiser Wilhelm». <sup>31</sup>

Obwohl damit wenigstens ein Fettnäpfchen geschickt umgangen worden war, hinterließ die Feier nicht allein bei Wilhelm und Bismarck, die noch tagelang schlecht aufeinander zu sprechen blieben, einen üblen Nachgeschmack. Angesichts des Aufgalopps fürstlicher Prominenz in Versailles konnte es nicht ausbleiben, dass die Abwesenheit der drei Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen umso mehr auffiel. Ihr Fehlen war kein Zufall: Sie blieben dem Festakt, in dem ihr preußischer Kollege über sie erhöht wurde, demonstrativ fern.

Einige ihrer Verwandten waren freilich da. Und bei diesen war schon die Ansprache des preußischen Hofpredigers am 18. Januar geeignet, schlummernde Ressentiments wieder zu wecken. Denn die König Wilhelm so gut gefallende, unerwartet lange Predigt thematisierte vor allem die Größe Preußens und seiner Monarchen. Nur kurz und am Ende sprach der Prediger auch die nationale Einigung an, die so zum i-Tüpfelchen auf einer jahrhundertelangen Geschichte des preußischen Aufstiegs wurde. Der sächsische Kronprinz schimpfte nachher voll Ingrimms über diese «taktlose Rede voll preußischer Selbstvergötterung» – eine Einschätzung, die auch andere teilten, so dass Bismarck sich zu eifrigen Versuchen der Schadensbegrenzung unter den nichtpreußischen Teilnehmern veranlasst sah. <sup>32</sup>

Vollends verstimmt, und das von dem ganzen Festakt, reagierte Prinz Otto von Bayern, der Bruder des bayerischen «Märchenkönigs». Noch mehr als zwei Wochen nach der Kaiserproklamation schrieb er Ludwig II. nach München, er könne «gar nicht beschreiben, wie unendlich weh und schmerzlich es mir während jener Zeremonie zumute war, wie sich jede Phase in meinem Innern sträubte und empörte gegen all das, für was ich innerlich tief glühe und was ich von Herzen liebe und wofür ich mit Freuden mein Leben einsetze [...] Welchen wehmütigen Eindruck machte es mir, unsere Bayern sich da vor dem Kaiser neigen zu sehen [...] Alles so kalt, so stolz, so glänzend, so prunkend und großtuerisch und herzlos und leer.» Kaum habe er es erwarten können, aus dem Spiegelsaal herauszukommen: «Erst draußen in der freien Luft atmete ich wieder auf. Dieses wäre also vorbei.»<sup>33</sup>

Dass es mit der Eigenstaatlichkeit nun faktisch «vorbei» war, erfüllte besonders in Bayern, aber auch anderswo im neuen Deutschen Reich nicht wenige mit Bitterkeit. Bis zur inneren Einigung dieses Reiches war es nach dem Abschluss der äußeren Formalitäten und Festivitäten noch ein langer Weg. Der Abschied vom Alten fiel aber nicht nur südlich des Mains, sondern gerade auch in Preußen vielen schwer. Der preußische König Wilhelm blickte in einem Brief an seine Frau fast mit gleichen Worten und identischen Bildern von Sprachlosigkeit, psychischen und physischen Beschwerden auf die Kaiserproklamation zurück wie der bayerische Prinz: «Ich kann dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war [...] vor allem über den Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen!»<sup>34</sup>

Nicht allein die Angehörigen des bayerischen und württembergischen Königshauses fürchteten um Vorrechte und Symbole ihrer Herrschaft. So feilschte der Onkel Ludwigs II. und Ottos, der spätere Prinzregent Luitpold von Bayern, auf eigene Initiative in den Tagen vor dem 18. Januar in Versailles noch um die Bewahrung des Eigencharakters der Armee Bayerns. Auch der Preußenkönig Wilhelm erklärte in der Besprechung mit Bismarck am Vortag der Kaiserproklamation erregt, wenn er schon «das Kreuz» tragen solle, deutscher Kaiser zu werden, so verbitte er sich doch entschieden, «der preußischen Armee eine gleiche Zumutung wie seiner eigenen Person zu machen; er wolle daher nichts von einem «Kaiserlichen Heere» hören, weil er wenigstens unsere Armee vor dergleichen bewahren möchte und nicht dulden könnte, daß die

Truppen gar <deutsche> Namen und Bezeichnungen sich gefallen lassen müßten». Von Reichsministern wollte er aus dem gleichen Grund nichts wissen. Eine vom Kronprinzen favorisierte Idee, die Kaiserproklamation unter einem Wappen des neuen Reiches stattfinden zu lassen, lehnte Wilhelm brüsk ab. Die schwarzweißrote Reichskokarde wollte er «nur *neben* der preußischen dulden». <sup>35</sup>

Dass am preußischen Hof eigenstaatliches Bewusstsein und renitenter Partikularismus eher noch stärker ausgeprägt waren als in den süddeutschen Staaten, konnte unter diesen Umständen nicht verwundern. Das Amt des Hofmarschalls lud für den 18. Januar bezeichnenderweise zum Fest des preußischen Schwarzen Adlerordens in den Spiegelsaal des Versailler Schlosses ein. Danach finde dann auch noch die Kaiserproklamation statt! Das stieß sogar dem badischen Großherzog sauer auf: Entgeistert konstatierte er, aus preußischer Sicht erscheine die Proklamation offenbar «als eine nebensächliche Zutat zum <Ordensfeste>. Der Kaisertitel wird als eine Degradation des Königs von Preußen betrachtet.» <sup>36</sup>

Obwohl der Kronprinz und Bismarck diese Sicht nicht teilten, waren Wilhelm und seine Hofbeamten damit alles andere als allein. Die meisten preußischen Militärs stimmten mit ihrem obersten Kriegsherrn vielmehr völlig überein. Der Generalstähler Bronsart von Schellendorf nannte die Kaiserproklamation «am alten Krönungstag der preußischen Könige» in seinem Tagebuch abfällig einen «großen Mummenschanz». Selbst Kriegsminister Albrecht von Roon, ein enger Vertrauter Bismarcks, hegte «schwere Bedenken» gegen die «Titelvermehrung» des preußischen Monarchen. Wie sein Schwager, der Hofprediger, sah Roon das deutsche Kaisertum vor allem «als fernere Etappe für die weitere historische Entwicklungsphase unserer Preußischen Königsherrlichkeit». <sup>37</sup>

Vielleicht am treffendsten charakterisierte Leonhard von Blumenthal, Chef des Generalstabs bei der Armee des Kronprinzen, in einer Tagebucheintragung am Abend des 18. Januar die ambivalente Einstellung der aristokratischen Elite Preußens gegenüber der Kaiserproklamation. Wie Roon, Bronsart und der Hofprediger sah auch er diese als eine logische Fortführung einer Entwicklung, die exakt 170 Jahre zuvor mit der Königskrönung des brandenburgischen Kurfürsten begonnen hatte. Die Geschehnisse dieses «historischen Tages» seien insofern durchaus «eine historische Notwendigkeit». Und doch: «Es war sehr feierlich, mir aber wehmütig zu Muth bei dem Tode des schönen Königthums.» <sup>38</sup>

*Risse hinter der Einheitskulisse*

Der preußisch-süddeutsche Gegensatz und die partikularistischen Vorbehalte auf beiden Seiten waren nicht die einzigen Risse hinter der am 18. Januar 1871 zur Schau gestellten Kulisse nationaler Einheit. Im Vorfeld der Kaiserproklamation kam es auch von ganz anderer Seite zu einem Vorstoß, der die Dauerhaftigkeit von alten Konflikten in dem neu gegründeten Nationalstaat illustriert: Das Parlament des Norddeutschen Bundes sandte eine Abordnung nach Versailles, um seinen Anspruch auf Mitgestaltung des neuen Reiches anzumelden. Offiziell war der Zweck dieser Aktion, den preußischen König aufzufordern, «durch die Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen». Tatsächlich ging es darum, die Rolle der Volksvertretung in diesem «Einigungswerk» symbolisch aufzuwerten. Der Kaiserkrone sollte, wie es einer der Initiatoren des Unternehmens, der nationalliberale Abgeordnete Eduard Lasker, intern formulierte, «der populäre Ursprung aufgedrückt» werden.<sup>39</sup>

Die Abordnung der Parlamentarier gelangte Mitte Dezember 1870 auf dem gleichen Weg nach Versailles wie Anton von Werner: Mit der Eisenbahn bis Lagny, dann weiter in Postkutschen, von einer bewaffneten Militäreskorte gegen befürchtete Partisanenangriffe geschützt. Am 16. Dezember 1870 erreichten die 27 Abgeordneten das preußische Hauptquartier. Doch dort ließ man sie erst einmal warten. Am Hof herrschte die Furcht, «der Reichstag wolle den Fürsten die Kaiserfrage aus den Händen winden». Wilhelm hatte zuvor bereits erregt erklärt, «er wolle sich die Krone nicht vom Parlament anbieten lassen, sonst komme es auf den Fall von 1849 zurück, und das dürfe nicht sein».<sup>40</sup> Die Erinnerung an die Revolution von 1848/49 wurde auch dadurch heraufbeschworen, dass die Abgeordneten mit Eduard Simson von demselben Parlamentarier angeführt wurden, der damals im Namen der deutschen Nationalversammlung Wilhelms Bruder und Vorgänger die Kaiserkrone offeriert hatte.

Der König weigerte sich deshalb kategorisch, die parlamentarische Abordnung zu empfangen, ehe nicht die Zustimmung sämtlicher Fürsten zur Kaiserproklamation gegeben wurde. Erst nachdem diese eingetroffen war, fand Wilhelm sich dazu bereit, der Abordnung eine Audienz zu gewähren. Die verlief dann durchaus harmonisch, auch wenn man sich am



Hof darüber mokierte, dass die Parlamentarier «in den primitivsten Wagen» vorfuhren. Allen Versuchen allerdings, den Volksvertretern einen Anteil an der Reichsgründung zuzubilligen, schob Wilhelm entschieden einen Riegel vor. Er nehme zwar, erklärte er in seiner Antwort auf die Ansprache des Führers der Parlamentsdeputation, den «Wunsch der deutschen Nation und ihrer Vertreter» wohlwollend und dankend zur Kenntnis. Die Grundlage für die Kaiserproklamation könne er aber «nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten» sehen.<sup>41</sup>

Über diese höfliche Abfuhr für die Volksvertreter kam es zwischen Wilhelm und Bismarck zu keinem Streit, wie es ihn um die Titelfrage und die damit zusammenhängende Verstimmung der süddeutschen Fürsten gab. Das Kanzleramt wurde an der Formulierung der vom König vorgelesenen Antwort auf die Stellungnahme der parlamentarischen Deputation beteiligt. Der Kanzler selbst hatte die Verhandlungen mit den Parlamentariern geführt, in denen der Ablauf der Audienz vorab minutiös festgelegt worden war.

Während Bismarck sich mit seinem König tagelang Wortgefechte darüber lieferte, ob dieser sich zum «Deutschen Kaiser» oder «Kaiser von Deutschland» krönen lassen sollte, zog keiner der beiden auch nur eine Minute die Variante «Kaiser der Deutschen» in Betracht. Das war der Vorschlag der Nationalversammlung von 1849 gewesen. Und damit wäre man auch der parlamentarischen Abordnung 1870 entgegengekommen, hätte den Volksvertretern eine begriffliche Brücke gebaut: ein Kaiser, der von den Deutschen legitimiert war und für sie regierte, nicht über sie.

Doch wie die Erinnerung an 1849 König Wilhelm, seinem Kanzler und seinem ganzen Hof Gänsehaut bereitete, so war der Gedanke an eine solche «volkstümliche» oder demokratische Legitimation der Aristokratie, die Preußen und bald das neue Reich regierte, zutiefst zuwider. Gerade die Umstände, unter denen es zur Kaiserproklamation gekommen war, schienen den Angehörigen dieser alten Elite einmal mehr die Unterlegenheit demokratischer und parlamentarischer Regierungsweise zu belegen. Nach der Gefangennahme des französischen Kaisers Napoleon III. in den ersten Wochen des Krieges war in Paris die parlamentarische Republik ausgerufen worden. In den Provinzen Frankreichs mobilisierte die Republik neue Armeen. Doch vergleichsweise leicht gelang es den deutschen Truppen im Dezember 1870 und Januar 1871, diese improvisierten französischen Volksarmeen zu besiegen. Die militärischen

Erfolge im Vorfeld der Kaiserproklamation bestärkten die aristokratischen Eliten Preußens noch einmal in ihrer Überzeugung von der Überlegenheit ihrer eigenen Herrschaft und der Unzulänglichkeit der Demokratie.

Generalfeldmarschall Leonhard von Blumenthal, Stabschef der in Versailles stationierten Armee des Kronprinzen, fasste solche Gedanken am 15. Januar 1871 in einer Tagebucheintragung zusammen. Das republikanische Frankreich, schrieb Blumenthal, stehe vor der endgültigen Niederlage und dem Zerfall. Am besten sei es in dieser Situation, den sich in deutscher Gefangenschaft befindenden Napoleon III. wieder als französischen Kaiser einzusetzen und mit ihm Frieden zu schließen: «Wir haben dann der Welt und namentlich unseren demokratischen Landsleuten gezeigt, daß Volksheere gegen geschulte Truppen, die gut geführt werden, nichts ausrichten können, und vor allen Dingen, wir haben die Republik beseitigt, die uns augenscheinlich in unserem inneren Lande die größten Gefahren bereiten und uns nie zur Ruhe kommen lassen würde. Bei der demokratischen und liberalen Denkungsweise der Deutschen haben wir die Republik mehr zu fürchten als Frankreich, bei uns würde mit der Republik alles aus dem Leim gehen».<sup>42</sup>

Die Form, in der der König von Preußen am 18. Januar zum «Kaiser Wilhelm» proklamiert wurde, war ein konsequenter Ausdruck dieses Denkens. Symbolsprache und Ablauf des Festakts sollten in jeder Hinsicht signalisieren, dass hier eine Kaisererhebung aus ausschließlich fürstlicher Machtvollkommenheit vorgenommen wurde. Die Reden Wilhelms, Bismarcks und die Ansprache des Hofpredigers vermieden peinlich genau jedes Wort, das diese Aussage hätte in Frage stellen können. Das «Volk» wurde nur als Adressat der Proklamation erwähnt, die Bismarck nach Anton von Werners Wahrnehmung «mit hölzerner Stimme» reichlich teilnahmslos verlas. Präsent war es allenfalls in Uniform, als die von der Militärführung ausgesuchten Ordensträger unter den Unteroffizieren und Mannschaften der verschiedenen Truppenteile. Von Werner wirkte als einer von ganz wenigen Zivilisten wie ein Fremdkörper. Zugelassen war er wohl auch nur deswegen, weil die aristokratischen Eliten ihn wegen seines Adelstitels als Standesgenossen ansahen.

Die Botschaft, die der Festakt vermittelte, war klar: Der neue Nationalstaat sollte ein Reich der Fürsten und der Aristokratie sein. Die Distanz zu den Parlamenten, zur Nationalbewegung hätte größer kaum sein

können. Von den Parlamentariern war keiner in den Spiegelsaal des Versailler Schlosses eingeladen. Nach ihrer ergebnislosen Audienz beim preußischen König hatte die Deputation der Volksvertreter unverrichteter Dinge wieder aus Versailles abreisen müssen.

In der Anfang Januar 1871 formell in Kraft getretenen Verfassung kam dem Reichstag folgerichtig die Funktion eines demokratischen Feigenblatts zu. Neben dem preußischen König, der als Kaiser das Reich nach außen vertrat, die Streitkräfte befehligte, den Kanzler ernannte und die übrigen Verfassungsorgane einberufen konnte, sollte der Bundesrat, die Vertretung der fürstlichen Regierungen, das Machtzentrum sein. Dagegen sah die Verfassung für den von allen erwachsenen Männern zu wählenden, demokratisch legitimierten Reichstag nur eng begrenzte Kompetenzen vor. Er durfte den Etat bewilligen – wobei der Verfassungskonflikt in Preußen bereits gezeigt hatte, dass dieses parlamentarische Recht in der politischen Praxis auch ignoriert werden konnte. Zusammen mit dem Bundesrat war der Reichstag zudem an der Gesetzgebung beteiligt. Allerdings konnte nicht nur die Fürstenkammer als Ganzes, sondern schon der preußische König oder ein Bündnis der Fürsten von drei Mittelstaaten jedes Gesetz durch ein Veto zu Fall bringen. Der Bundesrat verfügte zudem bei Zustimmung des Kaisers über das Recht, den Reichstag jederzeit aufzulösen und Neuwahlen anzusetzen.

Diese Verfassung, die den alten fürstlichen Eliten die entscheidenden Machtpositionen reservierte, war genau genommen noch nicht einmal die eines deutschen Nationalstaats, den die liberalen Mehrheiten der meisten deutschen Parlamente befürworteten. Sie trug vielmehr den Namen «Verfassung des Deutschen Bundes». Das seit Anfang 1871 zumindest in der Theorie bestehende staatliche Gebilde, dem mit der Kaiserproklamation vom 18. Januar ein Oberhaupt gegeben wurde, war anfänglich eine Föderation, ein Bund der Fürsten. Sosehr freilich das Volk und seine parlamentarischen Vertreter zugunsten der traditionellen aristokratischen Machteliten marginalisiert, sosehr die eigentlichen Repräsentanten und die Idee der Nation in diesem Fürstenbund ausgeschlossen waren: Durch die Hintertür der Sprache kamen sie doch wieder herein. Selbst die Aufzeichnungen und Ansprachen der am 18. Januar 1871 unter sich bleibenden alten Elite legen davon beredtes Zeugnis ab.

In kaum einer Rede oder Tagebucheintragung dieser Elite an diesem Tag fehlten die Begriffe «Deutsches Reich», «deutsches Volk» und

«Deutschland». Selbst in den wenigen Sätzen der kurzen Ansprache des überzeugten preußischen Partikularisten Wilhelm, die sich zudem an die Fürsten richteten, kamen sie vor. Obwohl sein Kriegsminister Roon die Kaiserproklamation als Etappe des preußischen Aufstiegs verstand, sah er in ihr doch gleichzeitig das Ergebnis von «Deutschlands Aufraffung und Einigung». In der von Bismarck verlesenen «Proklamation an das Deutsche Volk» war gleich dreimal die Rede vom «Deutschen Reich». Bismarck sprach in ihr von der «deutschen Nation» als dem «Vaterlande», dem jetzt «die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs» gewährt sei.<sup>43</sup>

Kaum einer der am 18. Januar im Spiegelsaal Anwesenden, der Aufzeichnungen über diesen Tag machte, versäumte dabei, den Ort des Geschehens in einem nationalhistorischen Narrativ zu verorten. Wie viele zog auch Bismarcks enger Mitarbeiter Heinrich Abeken eine Linie von der ersten preußischen Königskrönung 1701 zur Kaiserproklamation eines Hohenzollern 170 Jahre später «im Schloß von Versailles nach Niederwerfung des stolzen Frankreich an der Spitze eines Heeres, wie es Ludwig XIV. nie gesehen». Der schlesische Malteserritter Friedrich Graf Frankenberg sah eine «Wiedergeburt des Deutschen Kaiserreiches [...] in der Halle des mächtigsten, grausamsten Feindes des alten Deutschen Reiches». Auch der Kronprinz kontextualisierte die Ereignisse des Tages in einem nationalhistorischen Rahmen, als er seinem Tagebuch anvertraute: «Erst im Laufe der Zeiten wird uns das ganze volle Gewicht dessen bewußt werden, was es heißt, im Prachtsaal von Ludwigs XIV. Schloß zu Versailles die Wiedereinsetzung des auf den französischen Schlachtfeldern geschaffenen Deutschen Reiches» miterlebt zu haben. Dem Hofprediger blieb es vorbehalten, in seiner Ansprache am deutlichsten einen Zusammenhang zwischen dem «Sonnenkönig» als Erbauer des Spiegelsaals und der Gegenwart zu konstruieren: Mit der Kaiserproklamation Wilhelms sei «die Schmach gesühnt, die von dieser Stätte und von diesem Königssitze aus dereinst auf unser Deutsches Volk gehäuft worden ist».<sup>44</sup>

In all diesen Aussagen offenbart sich die Orientierung an der Vorstellung einer Jahrhunderte zurückreichenden «deutsch-französischen Erbfeindschaft». Das Deutsche Reich wurde in dieser Konstruktion 1871 nicht begründet, sondern wiederhergestellt, nachdem es seit der Zeit Ludwigs XIV. von den Franzosen gedemütigt und schließlich zer-

stört worden sei. Die in Preußen regierenden konservativen und aristokratischen Eliten zeigten damit ihre Beeinflussung durch die Nationsidee als erfundener Tradition, wie sie seit den «Befreiungskriegen» von liberalen Historikern produziert worden war. Die alten Eliten mochten sich dem Anspruch der in den Volksvertretungen dominierenden liberalen Nationalbewegung auf politische Mitbestimmung noch so stur verweigern: Kulturell konnten sie sich der Suggestivkraft von deren ideologischen Konstruktionen nicht entziehen.

Bei vielen der Zeitzeugen wurde das nationalhistorische Narrativ durch die Kunstwerke des Spiegelsaals aktiviert. Der Großherzog von Baden fand sich durch deren Betrachtung zu Gedanken über den Kontrast zwischen französischem Prunk einerseits, deutscher «Einfachheit», Sitte und «Kraft» andererseits angeregt – eine Gegenüberstellung, die Bronsart von Schellendorf, ironisch gebrochen in seiner Kontrastierung von preußischem Altar und nackter französischer Venus, ebenfalls vornahm. Der Hofprediger entdeckte in den Wandgemälden des Spiegelsaals «hochmütige Vermessenheit» im Gegensatz zu deutscher Demut. Der vom Prediger gelangweilte Kronprinz ließ derweil seinen Blick «an die Decke schweifen, wo Ludwigs XIV. Selbstverherrlichungen, riesig in Allegorien und erläuternden, prahlenden Inschriften abgebildet, namentlich die Spaltung Deutschlands zum Gegenstand haben», und fragte sich «mehr als einmal, ob es denn wirklich wahr sei, daß wir uns in Versailles befänden, um hier die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums zu erleben – so traumartig wollte mir das Ganze erscheinen».<sup>45</sup>

Die historische Konstruktion des preußischen Thronerben einer «Wiederherstellung» von Reich und Kaisertum deckte sich mit der vieler anderer Angehöriger der alten Herrschaftselite. Sie entsprach aber auch ganz der Sicht Anton von Werners. Überraschenderweise brauchte der Künstler dafür gar keine Anregung durch das Bildprogramm im Spiegelsaal: Es reichte offenbar schon seine nationale Sozialisierung bei der liberalen Fortschrittspartei. Auch wenn die liberale Bewegung es nicht vermochte, der Geburt des Kaiserreiches 1871 ihren politischen Stempel aufzudrücken – das von ihr produzierte nationalhistorische Narrativ erwies sich als ausgesprochen wirkungsmächtig. Selbst aus der im Januar 1871 veröffentlichten «Verfassung des Deutschen Bundes» wurde bei einer redaktionellen Überarbeitung wenige Monate später doch noch die «Verfassung des Deutschen Reiches».

Das von den aktuellen Ereignissen befeuerte Konzept der «deutsch-französischen Erbfeindschaft» beeinflusste Denkweisen und Sprachmuster so mit weitreichenden politischen Konsequenzen. Obwohl regierende konservative Eliten und die in den Parlamenten dominierenden Liberalen in mancher Hinsicht Widersacher blieben, wirkte die von beiden gleichermaßen wahrgenommene Frontstellung gegen den «Erbfeind» Frankreich als Katalysator der nationalen Einigung. Wie die bleibenden partikularistischen Vorbehalte in Preußen und den süddeutschen Staaten wurden auch die Gegensätze zwischen Konservativen und Liberalen, zwischen Regierung und Parlament am 18. Januar 1871 nicht beseitigt. Die echte nationale Begeisterung, die in den durch den Spiegelsaal des Versailler Schlosses brausenden Hochrufen ebenso greifbar ist wie in den Briefen und Tagebucheintragungen der Beteiligten, deckte diese Gegensätze aber einstweilen zu.

Während der Krieg gegen Frankreich manche Konflikte entschärfte, verschärfte er gleichzeitig einen anderen: den zwischen militärischer und ziviler Führung in Preußen. Nach der Kaiserproklamation am 18. Januar lud der frischgebackene Kaiser Wilhelm Fürsten und Generale zu einem Diner ein. Im Anschluss trafen die meisten Teilnehmer sich in der Villa des Kronprinzen zu Gesprächen, an denen auch Anton von Werner teilnahm. Bei dieser Gelegenheit beklagte Reichskanzler Bismarck sich beim badischen Großherzog bitter nicht nur über Wilhelm, sondern auch über den Generalstab und dessen Leiter Helmuth von Moltke: Die preußische und damit auch die deutsche Politik sei ein Spielball der «Launen des Generalstabs». Wilhelm höre nur auf Moltke, und deswegen könnten «sich die Herren Militärs alles gegen mich erlauben». <sup>46</sup>

Auseinandersetzungen zwischen militärischer und politischer Führung gab es im preußischen Hauptquartier nahezu seit Beginn des Krieges. Als Anfang September 1870 in der Schlacht von Sedan Napoleon III. und ein großer Teil des französischen Heeres in deutsche Gefangenschaft gerieten, drängte Bismarck auf einen schnellen Friedensschluss. Um die Franzosen an den Verhandlungstisch zu bekommen, war er auch bereit, den deutschen Vormarsch zu unterbrechen. Moltke, militärischer Logik folgend, wollte stattdessen die Offensive in Richtung Paris fortsetzen – und konnte Wilhelm als Oberbefehlshaber dafür gewinnen. Zudem erschwerte der Generalstab Verhandlungen durch die kategorische For-

derung, bei einem Friedensschluss müsse Frankreich das Elsass und Lothringen abtreten.

Es waren nicht unbedingt Motive der Humanität, die Bismarck bewegten. Angesichts des von der neuen republikanischen Regierung Frankreichs ausgerufenen Volkskrieges drängte er die Militärs sogar, «weniger Gefangene» zu machen, und bemängelte die «Schwäche, mit der das Kriegerrecht von Seiten der militärischen Befehlshaber gehandhabt wird». <sup>47</sup> Sein Drängen auf einen schnellen Frieden war vielmehr von der Sorge motiviert, dass sonst andere europäische Mächte in den Krieg eintreten könnten. Nach der Einkesselung von Paris forderte die zivile Führung deshalb auch, die Verteidiger der französischen Hauptstadt erst durch massiven Artilleriebeschuss zu zermürben. Dann sollte möglichst bald ein Sturmangriff folgen, um die Feindseligkeiten zu beenden.

Der Generalstab lehnte das zunächst ab. Moltke war zwar wie Bismarck nicht eben zimperlich: Er setzte darauf, die Pariser auszuhungern. Auch wenn das länger dauern sollte, würde es der deutschen Seite die bei einem Sturmangriff zu erwartenden hohen Verluste ersparen. Ende Dezember 1870 konnte der Kanzler den Monarchen jedoch für seinen Plan gewinnen. Die Zahl der für die Beschießung von Paris eingesetzten Artilleriegeschütze stieg aber nur schleppend an, und Bismarck argwöhnte, dass Moltke und der Generalstab logistische Probleme vorschoben, um die Ausführung des Befehls absichtlich zu verzögern.

Im Vorfeld der Kaiserproklamation steigerte der immer reizbarer werdende Kanzler sich geradezu in den Glauben hinein, es liege eine regelrechte Verschwörung der Militärs gegen ihn vor. Diese wüssten wohl, meinte Bismarck, «daß sie einen königlichen Befehl nicht oder nur mangelhaft zu vollziehen brauchten», um ihm «einen Hieb auszuteilen». Im Generalstab halte man ihn ohnehin «für einen verkappten Demokraten». Zu den militärischen Lagebesprechungen werde er von den «Halbgöttern» in Uniform nicht eingeladen. Informationen über neue Entwicklungen an der Front erhalte er erst, wenn diese schon an die Presse gelangt seien. Vom Monarchen bekomme er keine Unterstützung. «Der Kaiser hat kein wahres Vertrauen mehr zu mir», jammerte er am Abend der Proklamation in Versailles schließlich und kündigte – nicht zum ersten Mal – seinen Rücktritt nach dem Ende des Krieges an. <sup>48</sup>

Bismarck war selbst nicht ganz unschuldig an dem gestörten Verhältnis zur militärischen Führung. Regelmäßig machte er die Nacht zum

Tag, schlief dann bis gegen Mittag und verpasste die vom Frühaufsteher Moltke anberaumten Lagebesprechungen. Im Generalstab hielt man es auch deshalb zunehmend für überflüssig, ihn zu informieren. Als der Kronprinz die beiden Streithähne zu einem gemeinsamen Abendessen einlud, um zu vermitteln, kam Bismarck erst eine halbe Stunde zu spät. Dann riss er sofort das Gespräch an sich und warf Moltke vor, es sei der «größte Fehler» gewesen, Paris zu belagern. Der sonst vergleichsweise sehr zurückhaltende Generalstabschef antwortete mit gleicher Schärfe, um dann stur zu schweigen. Der Rest des Abends verlief eisig, und der Kronprinz bedauerte es im Nachhinein, den Vermittlungsversuch überhaupt unternommen zu haben.<sup>49</sup>

Allerdings lag der Kanzler durchaus richtig damit, dass Moltke und die Generalstäbler selbstherrlich agierten. Denn die Militärs verboten sich nicht nur jedes Hineinreden der zivilen Führung in militärische Entscheidungen. Sie neigten auch dazu, Zivilisten grundsätzlich für Dilettanten zu halten, denen man deshalb eigentlich nicht einmal die Politik überlassen könne. Eine solche Einstellung war unter hohen Offizieren fast Allgemeingut. So notierte Paul Bronsart von Schellendorf am Tag der Versailler Kaiserproklamation als einhellige Meinung seiner Kollegen im Generalstab, die Politiker seien wieder einmal dabei, die militärischen Erfolge zu verspielen. Spöttisch vermerkte er, Bismarck tue zwar «natürlich das seinige, um seine Feldherrneigenschaften ins hellste Licht zu stellen». Tatsächlich aber sei der Kanzler «schwach». Sein Pochen auf einen Verhandlungsfrieden mit den Franzosen atme die «Idee des Rückzuges und der Defensive». Stattdessen sei der Angriff, sei die Weiterführung des Krieges geboten – bis zur «völligen Vernichtung» des Feindes.<sup>50</sup>

Solche Einstellungen der Generäle wurzelten bereits tief in der Geschichte Preußens. Durch die Erfolge der Kriege von 1866 und 1870/71 gewann in ihren Kreisen die Überzeugung eigener Überlegenheit, sei es gegen äußere Feinde oder gegenüber Zivilisten und Politikern, noch einmal beträchtlich an Stärke. Die preußischen Militärs hatten schon lange einen Staat im Staate gebildet. Doch nachdem der König von Preußen durch ihre Bajonette zum deutschen Kaiser erhoben worden war, kannte ihre Selbstüberschätzung kaum Grenzen mehr. Sedan und Versailles schrieben die Selbstherrlichkeit der preußischen Generalität tief in das Erbgut des neuen Deutschen Reiches ein. Begründet durch



ihre Rolle bei der Nationalstaatsgründung, legitimiert durch den Verweis auf die kaiserliche Kommandogewalt und charakterisiert durch maßlose Überheblichkeit, war die Abneigung der Militärs gegen zivile Interventionen fortan ebenso gewaltig wie die Neigung, selbst in die Politik einzugreifen.

Die Denkfigur der «völligen Vernichtung» von Feinden legt darüber hinaus nahe, dass solche militärischen Mentalitäten selbst über die Zäsur von 1918 wirksam waren. Zwar ist bei der Konstruktion von Kontinuitäten anhand von Begriffen einige Vorsicht angebracht. Im Denken der Generalstäbler von 1871 zielte «Vernichtung» nicht notwendigerweise auf den Tod des Gegenübers. Gedacht war vielmehr an jede Form des militärischen Erfolgs, der dem Feind die Möglichkeit zum Weiterkämpfen nahm, also auch an Entwaffnung und Gefangennahme. Eine Strategie der «völligen Vernichtung» gewann zudem erst angesichts der Erfahrungen mit dem Volkskrieg, den die französische Republik ausrief und der die Grenzen zwischen Kombattanten und Zivilisten verschwimmen ließ, unter deutschen Militärs größere Sympathien. Doch so lang und gewunden der Weg war, der von 1871 über die Kolonialkriege des Kaiserreiches und den Ersten zum Zweiten Weltkrieg führte, und sowenig damit eine Pfadabhängigkeit begründet wurde – ein Anfang war gemacht.

1871 wurde eine weitere militärische Eskalation verhindert durch das schnelle Ende des Krieges. Für die meisten Zeitgenossen kam es überraschend. Als Anton von Werner am Morgen nach dem Tag der Kaiserproklamation ausging, um sich in Versailles Papier für eine größere Skizze des Festakts zu besorgen, bemerkte er «in den Straßen auffallende militärische Bewegung. Dragoner-Patrouillen durchritten die Stadt, auf der Place d'Armes und den Avenues de Paris und St. Cloud waren bayrische und preußische Bataillone aufgestellt», und heftiges Geschützfeuer war zu hören. Von einem Offizier erfuhr Werner schließlich, dass die in Paris eingeschlossenen französischen Truppen einen massiven Angriff gegen die deutschen Stellungen begonnen hatten. Den ganzen Tag über beobachtete er Wagen mit Verwundeten, die von der Kampflinie nach Versailles zurückkehrten. Der Spiegelsaal des Schlosses wurde in aller Eile zu einem improvisierten Lazarett umfunktioniert.<sup>51</sup>

Am Abend gaben die Franzosen den Versuch auf, die deutsche Belagerung zu sprengen. Es sollte ihr letzter gewesen sein. Insgesamt wur-

den bei den Kämpfen am 19. Januar fast 5000 Menschen getötet, mehr als vier Fünftel davon Franzosen. Unter den Toten war auch ein französischer Maler, den Werner zwei Jahre zuvor in Rom kennengelernt hatte. Angesichts des fehlgeschlagenen Ausbruchs, der hohen Zahl von Opfern und der zu Ende gehenden Nahrungsvorräte brach die Kampfbereitschaft in Paris zusammen. Gleichzeitig wurden an der Loire und im Norden die letzten Feldarmeen Frankreichs geschlagen. Am 23. Januar bot die französische Regierung Verhandlungen über einen Waffenstillstand an. Tags darauf begonnen, konnten sie bis zum Ende des Monats erfolgreich abgeschlossen werden.

### *Erinnern an die Reichsgründung: Die liberale Ära*

Für Anton von Werner kam das Ende der Kampfhandlungen zu früh. Am Tag nach dem gescheiterten letzten Ausbruchversuch der Franzosen aus Paris schrieb er seinem Vater, dass der Großherzog von Baden bei ihm ein großes Bild der Kaiserproklamation in Auftrag gegeben habe. Das Gemälde, gedacht für das Berliner Schloss, solle dem Kaiser geschenkt werden. Der Auftrag sei nicht nur «ehrentvoll», sondern auch «für meine Zukunft von allergrößtem Werthe». Für das monumentale Werk wollte Werner allerdings Dutzende Porträtskizzen anfertigen und musste sich nun Sorgen machen, ob ihm das vor einer Verlegung der militärischen Einheiten, zu denen die im Spiegelsaal Anwesenden gehörten, noch gelingen würde.<sup>52</sup>

Der Waffenstillstand wurde am 28. Januar unterzeichnet. Am Abend desselben Tages legte Werner dem preußischen Kronprinzen Entwürfe des geplanten Gemäldes vor. Manches daran war noch skizzenhaft, auf der Empore fehlten etwa noch, wie Werner entschuldigend anmerkte, «ein Stücker sechs Fürsten». Der Kronprinz war jedoch nicht nur amüsiert darüber, wie der Künstler die hohen Herrschaften als Dutzendware klassifizierte. Er notierte auch, «der sehr geniale Maler von Werner» habe «äußerst gelungene Skizzen» für ein monumentales Gemälde erstellt, mit dem an die Kaiserproklamation erinnert werden könnte. Voll des Lobes schlug er Werner vor, selbst einen geeigneten Ort im Berliner Schloss auszusuchen, an dem das Gemälde präsentiert werden sollte.<sup>53</sup>

Nachdem Ende Februar 1871 der Vorfriede von Versailles abgeschlossen worden war, reiste Anton von Werner im Gefolge des badischen Großherzogs zurück nach Karlsruhe. Bald darauf siedelte der Künstler, wie lange geplant, nach Berlin über – ein Schritt, der sich nun mit der Erwartung verband, die im preußischen Hauptquartier von Versailles etablierten Kontakte in der neuen Reichshauptstadt für eine steile Karriere nutzen zu können. Im Sommer heiratete er in Berlin seine Malvina.

Zusammen mit dem Kronprinzen hatte er dort schon Ende April eine Wand des königlichen Thronsaals im Schloss als Platz für das geplante Gemälde ausgewählt. Die Ausführung des Werkes verzögerte sich allerdings. Eigentlich sollte das Bild dem Kaiser von allen deutschen Fürsten gemeinsam geschenkt werden. So war es in Versailles besprochen worden. Doch die partikularistischen Ressentiments, die schon bei der Kaiserproklamation selbst offenbar geworden waren, belasteten auch das Bemühen um die Erinnerung an den Festakt. Die Verhandlungen zwischen den Fürsten über die Finanzierung des geplanten Gemäldes zogen sich hin. Schließlich musste der badische Großherzog eine finanzielle Garantie geben, damit der Vertrag mit dem Künstler aufgesetzt werden konnte. Mitte 1872 wurde er unterzeichnet.

Als Termin für die Fertigstellung war ursprünglich März 1875 vorgesehen; das Gemälde sollte Wilhelm zu seinem 78. Geburtstag geschenkt werden. Aber Anton von Werner kam mit der Arbeit an dem Bild der Kaiserproklamation nur langsam voran, weil er sich bald von anderen Aufträgen schier überhäuft sah. Schon 1871 erhielt er die Aufgabe, eines der fünf riesigen Segeltücher zu bemalen, die bei der Siegesparade Unter den Linden aufgespannt wurden. Im nächsten Jahr bekam er den Auftrag, die Vorlage für das Mosaik zu schaffen, mit dem die Säulenhalle auf dem Sockel der Siegessäule geschmückt werden sollte. Fast schon nebenher vollendete Werner 1873 das Monumentalgemälde «Moltke und der Generalstab vor Paris», für das er im Auftrag des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins 1870 das erste Mal nach Versailles gereist war, und begann mit der Arbeit an einem Bilderzyklus für das Saarbrücker Rathaus über den deutsch-französischen Krieg vor Ort.

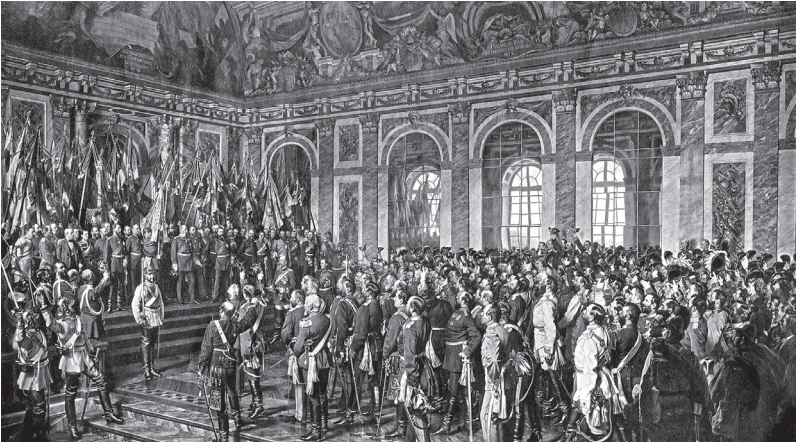
Über seinen Kontakt zu Moltke und vor allem zum Kronprinzen, mit dem eine freundschaftliche Beziehung entstand, kam Werner auch in engeren Kontakt zum Kaiser. Während der Zeit des preußischen Ver-

fassungskonflikts hatte der junge Werner dem Monarchen ausgesprochen kritisch gegenübergestanden. Nun avancierte er fast zu Wilhelms Hofmaler. Dabei legte Werner allerdings stets Wert auf Unabhängigkeit. Als er 1874 in die preußische Kunstakademie aufgenommen und zum Direktor der Hochschule der bildenden Künste ernannt wurde, lehnte er die bis dahin übliche Ernennung auf Lebenszeit ab und akzeptierte nur einen befristeten Direktorenvertrag. In der Hochschule engagierte er sich für eine durchgreifende Reform des Lehrprogramms, dessen Attraktivität dadurch beträchtlich wuchs: Die Zahl der Studenten stieg in den nächsten Jahren um mehr als das Doppelte.

Wie bei Studierenden und Fürsten erfreute Anton von Werner sich auch bei privaten Auftraggebern großer Popularität. Berliner Großbürger rissen sich geradezu darum, dass er und seine Werkstatt ihre Häuser mit Wand- und Deckenmalereien ausstatteten. Die ersten Jahre nach der Bildung des deutschen Nationalstaats waren, wie Werner sich später erinnerte, «gute Zeiten für die Kunst». Und nicht nur für diese: Wachsender internationaler Warenaustausch, begünstigt durch Freihandel und eine Liberalisierung des Wirtschaftsrechts im neuen Deutschen Reich, schuf die Voraussetzung für einen wirtschaftlichen Aufschwung. Zusätzlich angekurbelt wurde die Hochkonjunktur noch durch öffentliche Investitionen aus den französischen Entschädigungszahlungen für den Krieg von 1870/71. Auch als diese 1873 ausliefen, auf den Gründerboom ein «Gründerkrach» folgte und die Wachstumsraten einbrachen, blieb die Auftragslage für Künstler weiterhin gut. Die Politik der Liberalen, denen Werner politisch nach wie vor nahestand, verlor durch die Änderung der wirtschaftlichen Großwetterlage zwar auf die Dauer an Sympathien. Für den Künstler galt das aber noch lange Zeit nicht.<sup>54</sup>

Anfang 1875 musste Werner den badischen Großherzog um eine Verschiebung des vertraglich vereinbarten Termins für die Fertigstellung des Bildes zur Kaiserproklamation bitten. Der Aufschub wurde gewährt, aber die Arbeit an dem Monumentalgemälde zog sich weiter hin. Immer wieder musste der Künstler spontane Wünsche des Großherzogs und des preußischen Kronprinzen erfüllen, bestimmte Personen noch auf dem Gemälde zu verewigen. Zum 80. Geburtstag von Kaiser Wilhelm am 22. März 1877 wurde es schließlich im Berliner Schloss enthüllt.

Diese Schlossfassung von Werners «Kaiserproklamation» gibt es heute nicht mehr. Sie verbrannte im April 1945 bei einem Luftangriff auf



*Anton von Werner, Die Proklamation des deutschen Kaiserreiches 1871  
(Schlossfassung von 1877)*

Berlin. Mit ihrem Format von gut vier mal acht Metern war sie nicht nur wesentlich größer als die einzig erhaltene, später entstandene Friedrichsruher Fassung. Die Schlossfassung stellte den Festakt auch aus einer ganz anderen Perspektive dar als die spätere Version, die heute als ikonische Darstellung des Ereignisses vom 18. Januar im Spiegelsaal des Versailler Schlosses schlechthin gilt.

Für beide Bildfassungen wählte Werner den gleichen Zeitpunkt im Ablauf der Zeremonie: den Moment nämlich, in dem der badische Großherzog Wilhelm zum Kaiser ausrief und das Publikum mit begeisterten Hochrufen reagierte. Der Blickwinkel auf diesen Moment könnte aber kaum verschiedener sein. In der späteren und bekannteren Friedrichsruher Fassung steht eindeutig Bismarck im Mittelpunkt des Bildes. In der Schlossfassung von 1877 dagegen gibt es keinen Mittelpunkt, keinen klaren Fluchtpunkt, auf den der Blick des Betrachters gelenkt wird.

Bismarck ist in der Fassung von 1877 auf der linken Seite des Bildes unterhalb der Treppenstufen zur Fürstenempore zwar auszumachen. Hervorgehoben ist seine Figur allerdings nicht, zumal er anders als in der späteren Fassung nicht mit einem weißen Uniformrock abgebildet ist, sondern mit dem blauen, den er bei dem Festakt tatsächlich trug. Das Gleiche gilt für den rechts hinter ihm zu erkennenden Moltke. Auch die

Fürsten und Fahnenträger auf der Empore sind in der Schlossfassung nicht in den Vordergrund gerückt. Wilhelm steht in der Mitte der Empore als eine von ganz wenigen der dargestellten Personen immerhin frei, ist also von anderen Figuren nicht teilweise verdeckt. Aber auch auf ihn wird der Blick des Betrachters nicht besonders gelenkt. Wie die übrigen Fürsten erscheint der Kaiser, bedingt durch den Blickwinkel von der Fensterseite am Eingang des Spiegelsaals, sogar deutlich kleiner als die Hochrufer im Vordergrund.

Diese nehmen den größten Teil der Bildfläche ein. Anton von Werner hat in penibler Detailarbeit 128 der mehr als tausend Teilnehmer der Kaiserproklamation porträtiert. Die individuellen Porträts befriedigten zum einen das Geltungsbedürfnis der Dargestellten. Das Tauziehen zwischen Stiftern und Künstler während der Arbeit an dem Gemälde darüber, wer abzubilden sei, belegt das deutlich. Die Individualität der Porträtierten nimmt den Hochrufern zudem den Charakter einer anonymen Masse oder Menge, als die sie Werner offensichtlich nicht darstellen wollte.

Allerdings sind die Hochrufer bestenfalls im Profil gezeigt. Man kann Einzelne hier nur wiederfinden, wenn man sie denn gezielt sucht. Auch unter ihnen wird keiner hervorgehoben. Keiner von ihnen schaut in Richtung des Betrachters.

Weder einer der porträtierten Generäle und Offiziere noch einer der Fürsten zieht auf Werners Darstellung der Kaiserproklamation von 1877 die Augen des Betrachters besonders auf sich. Wenn es eine Person auf dem Gemälde gibt, die das tut, so ist es am ehesten die Figur des Gardesoldaten am Fuß der Stufen zur Empore. Anton von Werner porträtierte dafür Louis Stellmacher aus Lychen in der Uckermark, einem kleinen Ort im Norden der Provinz Brandenburg – einen einfachen Soldat, der sonst keinerlei Spuren von irgendwelcher «historischen» Bedeutung hinterlassen hat. Dieser Gardesoldat steht nicht nur so isoliert und frei wie kein anderer der auf dem Gemälde dargestellten Personen. Er wird auch durch seinen weißen Uniformrock zusätzlich hervorgehoben – wie Bismarck auf der späteren Friedrichsruher Fassung der «Kaiserproklamation». Zudem ist der Soldat eine der ganz wenigen Figuren auf dem Bild, die annähernd in Richtung des Betrachters blicken.

Neben dem Gardesoldaten sind vier Personen auf dem Bild dargestellt, die weder hohe Offiziere noch Fürsten sind. In der linken unteren Bildecke stehen zwei weitere preußische Gardesoldaten, ebenfalls in auf-

fälligen weißen Uniformröcken, die jubelnd ihre Säbel heben. Betrachtet man das Bild länger, fällt auf, dass sie auf zwei marmornen Treppenstufen stehen, die zum eigentlichen Boden des Saals hinaufführen – und die es im Spiegelsaal des Versailler Schlosses tatsächlich gar nicht gibt. Das Gegenstück dieser beiden preußischen Gardisten bilden in der rechten unteren Bildecke zwei Soldaten in bayerischen Uniformen. Sie stehen mit dem Rücken zum Betrachter.

Diese preußischen und bayerischen Soldaten vertreten die Gruppe der Mannschaften, die am 18. Januar 1871 auf der Fensterseite des Spiegelsaals aufgestellt waren. Tatsächlich hat Anton von Werner den Betrachter des Gemäldes mitten unter diese gestellt. Er selbst befand sich zwar auch auf der Fensterseite, ist aber am rechten Bildrand zu sehen. Nicht seine eigene Sicht auf den Festakt der Kaiserproklamation hat er also in dem Gemälde von 1877 abgebildet, sondern die der Soldaten – der Vertreter des einfachen «Volks».

Der Künstler hat damit ebenso technisch geschickt wie diplomatisch raffiniert die Erwartungen der fürstlichen Stifter des Bildes und der in Versailles anwesenden hohen Offiziere erfüllt, wie er das weitgehend von der Zeremonie ausgegrenzte «Volk» als Soldaten und als Betrachter integriert hat. Zudem ist es ihm gelungen, die im Umfeld der Proklamation aufbrandenden und 1877 noch keineswegs überwundenen Gegensätze zwischen Süddeutschen und Preußen zumindest künstlerisch auszugleichen – was seinem wichtigsten fürstlichen Gönner, dem badischen Großherzog, ebenso ein großes Anliegen war wie ihm selbst. Dazu dienten einmal die das Bild links und rechts unten flankierenden preußischen Gardisten und bayerischen Soldaten. Darüber hinaus hat Werner auch viel Mühe darauf verwendet, bei den individuell porträtierten Honoratioren ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Preußen und Süddeutschen herzustellen.

Werner malte mit der ersten Fassung der «Kaiserproklamation» von 1877 so im wahrsten Sinne des Wortes das Bild einer «Reichseinigung». Seine Darstellung entsprach vor allem den Idealen der liberalen Nationalbewegung, denen er selbst ebenso nahestand wie sein Patron und Auftraggeber, der Großherzog von Baden. Alle wesentlichen Gruppen wurden miteinbezogen, während Werner die Gegensätze zwischen Nord und Süd mit seiner Darstellung, in der alle Anwesenden dem Kaiser ohne Ausnahme begeistert zujubelten, gleichermaßen «übermalte»



wie die weitgehende Ausgrenzung der Vertreter des «Volkes» von dem Festakt.

Dieses Bild der Reichsgründung stammte ursprünglich aus bürgerlich-liberalen Kreisen. Angesichts des Sieges der von adligen preußischen Offizieren geführten deutschen Armeen gegen die Volksheere der französischen Republik 1871 verabschiedete sich das liberale Bürgertum endgültig vom Ideal der Miliz als Verkörperung des «Volks in Waffen». Wie Frank Becker gezeigt hat, war die Folge allerdings keine «Feudalisierung» der Mittelschichten, keine Anpassung an den Wertehorizont eines traditionellen, elitär-aristokratischen preußischen Militarismus. Das Bürgertum konstruierte vielmehr ein neues nationales Narrativ in Form einer Symbiose von Adel, Monarchie und «Volk». Dieses Narrativ zeichnete die aristokratischen «Helden der Einigungskriege» sachte als Menschen mit bürgerlichen Zügen: Moltke als «Professor in Uniform», Wilhelm als bieder-bescheidenen, einem mittelständischen Arbeitsethos verpflichteten König. Der militärische Führungsanspruch Preußens und seines adligen Offizierskorps wurde dabei durchaus anerkannt. Gleichzeitig aber wurde auch ein Anspruch auf Anerkennung des Anteils der Süddeutschen und der einfachen Soldaten, der «Bürger in Uniform», an den Siegen von 1870/71 angemeldet.<sup>55</sup>

Für große Teile der alten aristokratischen Eliten war das durchaus akzeptabel. Anton von Werners Schlossfassung der «Kaiserproklamation» von 1877 stand für eine Erinnerung an die Reichsgründung, auf die sich eine Mehrheit von Konservativen und Liberalen nördlich wie südlich des Mains einigen konnte. Als Geschichtskonstruktion bildete sie den Hintergrund für die Politik, mit der seit 1871 die äußere Einigung der Nation im Innern fortgesetzt wurde.

Diese innere Reichsgründung trieb besonders die 1866 gegründete Nationalliberale Partei voran, mit anderen liberalen Gruppen und den pragmatisch orientierten Freikonservativen der Deutschen Reichspartei als Juniorpartnern. Altkonservative und Partikularisten in Preußen und den süddeutschen Staaten blieben dagegen zunächst weiter auf Distanz zu dem neuen Deutschen Reich. Die äußere Hülle des Reiches, dessen Gründung am 18. Januar 1871 in Versailles gefeiert worden war, wurde so in den nächsten Jahren vor allem mit liberalen Inhalten gefüllt.

Das Deutsche Reich war als Staatenbund gegründet worden. Im Zuge der inneren Reichsgründung verwandelte es sich mehr und mehr



in einen Bundesstaat. 1867 hatte es in Deutschland noch zehn verschiedene Währungen und drei Dutzend Notenbanken gegeben. Durch Münz- und Bankgesetze wurde innerhalb weniger Jahre eine Währungsunion geschaffen. Gleichzeitig entstand auch eine Wirtschaftsunion. Der 1834 gegründete Zollverein hatte in dieser Hinsicht zwar schon vor der Reichsgründung manches vorbereitet. Die wirtschaftsrelevante Gesetzgebung der Gliedstaaten des Deutschen Reiches zu vereinheitlichen dauerte jedoch noch ein gutes Jahrzehnt. Während der liberalen Ära der 1870er Jahre kamen in langwierigen Aushandlungsprozessen ein nationales Aktienrecht, Strafrecht und Pressegesetz zustande.

Mit der Metamorphose des ursprünglichen Staatenbundes in einen Bundesstaat gingen immer mehr Kompetenzen auf das Reich über. Eine Reichsbank wurde gegründet, ein Reichsgericht, eine Reichspost, Reichskanzleramt, Reichsschatzamt, Reichsmarineamt. Weitere Reichsämter folgten. Das kostete Geld, allein schon für eine wachsende Zahl von Reichsbeamten. Größere finanzielle Bedürfnisse zentraler Institutionen aber waren in der ursprünglichen Verfassungskonstruktion eigentlich nicht vorgesehen gewesen. Das Reich war ein «Kostgänger» seiner Gliedstaaten, wie man sagte: Seine Institutionen wurden durch Überweisungen der Einzelstaaten finanziert, durch sogenannte Matrikularbeiträge. Über die Höhe dieser Matrikularbeiträge bestimmten jährlich die Parlamente der Einzelstaaten, und der Reichstag gab das Geld dann frei. Den Liberalen, die in den Volksvertretungen zunächst dominierten, diente die wachsende Finanznot des Reiches deshalb als willkommenes Druckmittel: Geld wollten sie nur gegen Zugeständnisse an liberale Interessen, gegen Machtgewinn des Reichstags bewilligen.

### *Konservative Perspektivwechsel*

Die konservative Reichsleitung um Bismarck begann Mitte der 1870er Jahre zu überlegen, wie ein solcher Machtgewinn des Parlaments verhindert werden könnte. Der Wechsel in der wirtschaftlichen Großwetterlage kam ihr zu Hilfe: Als auf den Boom der Reichsgründungszeit Krisenjahre folgten, geriet die liberale Wirtschaftspolitik in die Kritik. Teile der Industrie und des Handwerks, vor allem aber die Landwirte forder-

ten Schutzzölle gegen die Konkurrenz des Auslandes. Die liberale Mehrheit in den Parlamenten hielt dennoch weiter am Freihandel fest. Allerdings begann diese Mehrheit deshalb bei den Wahlen zum preußischen Landtag und zum Reichstag nun langsam zu schrumpfen.

Gleichzeitig gaben die preußischen Altkonservativen ihre bisherige Opposition gegen die Reichsgründung auf. 1876 formierten sie sich als Deutschkonservative Partei neu. Der Name war Programm: Statt weiter über das Aufgehen Preußens in Deutschland zu schmollen, wollten sie sich jetzt aktiv an der Gestaltung der neuen Nation beteiligen. Auf der Welle der landwirtschaftlichen Protestbewegung ritten die Konservativen von Wahlerfolg zu Wahlerfolg. Die Liberalen verloren im Reichstag 1877 ihre bisherige absolute Mehrheit für immer. Im nächsten Jahr büßten sie bei vorgezogenen Neuwahlen weiter an Stimmen ein. Bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus erlitten die liberalen Parteien 1879 eine geradezu vernichtende Niederlage.

Nach dem inneren Ausbau des Nationalstaats im liberalen Geist, der Norddeutschen Bund und Deutsches Reich für ein gutes Jahrzehnt geprägt hatte, wehte nun ein deutlich konservativerer Wind. 1879 wurden Zölle eingeführt. Den Liberalen nahestehende Minister und Staatssekretäre mussten im Reich wie in Preußen ihre Posten räumen. Selbst in untergeordneten Verwaltungspositionen wurden seit Anfang der 1880er Jahre bevorzugt konservative Aristokraten eingestellt. Der Reichstag revidierte die gerade erst liberalisierte Gewerbeordnung im konservativen Sinn. Antisemitische Kampagnen stellten die von den Liberalen durchgesetzte Emanzipation der Juden wieder in Frage.

Anton von Werner gehörte zwar zu der kleiner werdenden Gruppe, die sich weiterhin zu liberalen Anschauungen bekannte. Im Antisemitismus sah er eine «widerliche Bewegung», gegen die er in der preußischen Akademie der Künste offen Stellung bezog. Als ihm im Zusammenhang mit der Einführung des Zollschatzes fehlende nationale Gesinnung vorgeworfen wurde, weil er als Direktor der Kunsthochschule den Studenten kein deutsches Zeichenpapier empfahl, entgegnete er nur spöttisch, französisches Papier sei nun einmal besser.<sup>56</sup> Dennoch reflektierten seine nach der konservativen Wende des Kaiserreiches entstandenen, späteren Darstellungen der Kaiserproklamation, ob auf Druck der jeweiligen Auftraggeber oder unbewusst, den veränderten Zeitgeist.

Nach der Enthüllung der Schlossfassung von 1877 erreichten Wer-



*Anton von Werner, Die Proklamation des deutschen Kaiserreiches 1871  
(Holzschnitt 1880)*

ner zahlreiche Bitten, die «Kaiserproklamation» zu reproduzieren – sei es als Einzelstück in Öl, sei es zur massenhaften Verbreitung als Holzstich und Buchillustration. Exakte Kopien der ersten Fassung waren allerdings bereits aus praktischen Gründen problematisch. Der mit dem badischen Großherzog für die Schlossfassung abgeschlossene Vertrag untersagte dem Künstler solche Repliken. Und der monumentale Charakter des gut vier mal acht Meter messenden Gemäldes mit seinen über hundert Figuren machte es für eine Reproduktion im kleineren Format wenig geeignet. Seine Überbreite war zudem für die Verwendung als Buchillustration ein schwer zu überwindendes Hindernis. Das gleiche Problem ergab sich auch bei dem 1880 erteilten Auftrag, für die Umgestaltung des Berliner Zeughauses in eine preußische «Ruhmeshalle» den Moment der Kaiserproklamation erneut darzustellen: Denn die dafür vorgesehene Wandnische war bei einer Breite von sechs Metern bis zu fünf Meter hoch.

Werner experimentierte deshalb in den nächsten Jahren mit Varianten der ursprünglichen Darstellung. In der ersten dieser Varianten verschob der Künstler 1880 den Blickwinkel radikal: Statt in die hintere Ecke des Spiegelsaals positionierte Werner den Betrachter jetzt direkt vor die Empore mit den Fürsten. Damit rückte der Kaiser in den Mittelpunkt des Bildes, flankiert vom Kronprinzen links und dem badischen Großherzog rechts. Darunter stand am Fuß der Treppe Bismarck mit Moltke. Diese Variante illustrierte zahlreiche während der 1880er und 1890er Jahre erschienene Bücher. In manchen Versionen wurde das Duo Bismarck und Moltke um den preußischen Kriegsminister Albrecht von Roon, der bei dem Festakt am 18. Januar wegen Krankheit tatsächlich gar nicht präsent gewesen war, zu einem Trio erweitert.

Ebenfalls 1880 entstand ein erster Entwurf für das Gemälde in der «Ruhmeshalle». Diese dann 1882 ausgeführte «Zeughausfassung» wurde wie die im Berliner Schloss während des Zweiten Weltkriegs zerstört. Sie diente auch als Vorlage für die erhaltene Friedrichsruher Fassung (siehe Umschlag). In dieser Darstellung verschob der Künstler die Perspektive weniger radikal, aber mit ähnlich gravierenden Folgen für die Gewichtung der Personengruppen. Der Betrachter blickt darin wie in der Schlossfassung von einem Standpunkt an der Fensterseite des Versailler Spiegelsaals auf die Kaiserproklamation – allerdings nicht hinten im Saal stehend, sondern vorne, etwa auf der Höhe der Treppe zur Empore. Mehr als die Hälfte des jubelnden Publikums aus der Schlossfassung fällt damit weg. Der Rest der Zuschauer bildet in der neuen Fassung das Gegengewicht zu der auf der Empore nun zahlenmäßig etwa gleich starken Gruppe der Fürsten, deren Position jetzt zudem erhöht ist. Zwischen den beiden Gruppen sticht Bismarck hervor. Anders als noch auf der Darstellung von 1877 ist der Kanzler durch eine auffallende weiße Kürassieruniform hervorgehoben, die er am 18. Januar 1871 in Wirklichkeit nicht trug.

In beiden neuen Varianten wird also der Blick auf «große Männer» gelenkt – entweder auf Wilhelm oder auf Bismarck. Die Reichsgründung wird damit zur Leistung von heroisierten Einzelpersonen verklärt, während sie in der Schlossfassung 1877 noch als Leistung der ganzen Nation dargestellt worden war. In den frühen 1880er Jahren vermitteln die Versionen von Werners «Kaiserproklamation» so statt einer national-liberalen eine deutlich konservativere Sicht der Reichsgründung: Den Fürsten kommt jetzt eine wesentlich wichtigere Rolle zu. Andere Vertreter der

Nation treten dagegen zurück. Besonders gilt das für die Repräsentanten des «Volks». In der Fassung des Bildes von 1877 zog der einfache Gardesoldat am Fuß der Empore noch mehr als jede andere der dargestellten Personen die Blicke des Betrachters auf sich. In einer Federzeichnung von 1878, in der Werner bereits mit der neuen Perspektive experimentierte, die er dann auch in der Zeughausfassung nutzte, war dieser Gardist in auffallend weißem Waffenrock immer noch ein Blickfang im Zentrum des Bildes. Bismarck dahinter hob sich, in dunkler Uniform, von den übrigen Dargestellten nicht ab. In den späteren Versionen rückte der Gardesoldat dann aber an den Rand und aus dem Fokus, oder er fehlte sogar ganz. «Um Bismarck sichtbar zu machen», verpasste Werner dagegen dem Reichskanzler die von ihm in Versailles nicht getragene helle Uniform.<sup>57</sup>

In der 1882 fertiggestellten Zeughausfassung ist der konservativ-elitäre Fokus der Darstellung sogar noch offensichtlicher als in dem Entwurf von 1880. Im Entwurf wurde die Darstellung noch rechts und links von jubelnden Soldaten flankiert. In der Endfassung fehlen diese. Während das «Volk» in der Schlossfassung von 1877 also bei der Kaiserproklamation präsent und beteiligt war, wurde es 1882 vom aktiven Teilnehmer der Reichsgründung zum distanzierten Betrachter degradiert. Die Rolle der Nation beschränkte sich jetzt darauf, das Werk der aristokratischen Eliten in der Berliner «Ruhmeshalle» aus respektvoller Entfernung anstaunen zu dürfen.

Konsequenterweise übertrug Anton von Werner das Motiv der preußisch-süddeutschen Waffenbrüderschaft und Einheit, in der Schlossfassung 1877 noch von den jubelnden Soldaten in den unteren Bildecken verkörpert, 1882 von diesen Vertretern des «Volks» auf Angehörige der aristokratischen Eliten. Dafür wählte er in der Zeughausfassung genau das Zentrum des Gemäldes, direkt neben der die Blicke auf sich ziehenden Figur Bismarcks. Hier fügte er den bayerischen General Jakob von Hartmann und den preußischen Generalstäbler von Blumenthal ein, die sich inmitten des sie umgebenden Jubels die Hände gaben. Werner dürfte sich dafür an ein «unvergeßliches Bild» erinnert haben, dessen Zeuge er im März 1871 auf der deutschen Siegesparade in Paris nach Abschluss des Vorfriedens geworden war, wo Hartmann und Bismarck «sich in freudiger Erregung die Hände schüttelten, als ob sie den neuen Bund besiegeln wollten: keine Mainlinie zwischen Nord- und Süddeutschland mehr!»<sup>58</sup>

1885 entstand mit der Friedrichsruher schließlich die einzig erhaltene Gemäldefassung von Werners «Kaiserproklamation». Ihre Entstehungsgeschichte ist von allen die kurioseste. Kurz vor Bismarcks 70. Geburtstag am 1. April des Jahres kam in der königlichen Familie die Idee auf, dem Kanzler ein Gemälde nach dem Vorbild der Zeughausfassung zu schenken. Der Adjutant des Kaisers überbrachte Anton von Werner den Auftrag dazu im Februar. Weil dem Künstler nur vier Wochen Zeit für die Ausführung blieben, kolorierte er kurzerhand einfach den großformatigen Entwurf mit den Umrissen der Figuren, den er für das Wandgemälde im Zeughaus angefertigt hatte. Die heute bekannteste Version des Bildes ist also eigentlich eine eilig aufgehübschte Vorstudie.

Der Druck, unter dem die Friedrichsruher Fassung entstand, resultierte noch in einem anderen Kuriosum, das allerdings erst bei näherem Hinsehen offenbar wird. Kaiser Wilhelm wollte unbedingt Bismarcks persönlichen Freund Kriegsminister Albrecht von Roon auf dem Bild verewigt sehen – obwohl Roon am 18. Januar 1871 an dem Festakt im Spiegelsaal von Versailles gar nicht teilnehmen konnte. Werner beugte sich dem kaiserlichen Wunsch und manipulierte Roon links von Bismarck in das Gemälde hinein, hinter den Treppenstufen zur Empore. Roons Figur verdeckte nun allerdings den Handschlag zwischen dem Bayern Hartmann und dem Preußen Blumenthal. Blumenthals ausgestreckter Arm verschwindet auf dem Gemälde von 1885 deshalb in der Höhe von Roons Becken. In der einzig überlieferten Gemäldefassung der «Kaiserproklamation» sieht es deshalb so aus, als ob ein preußischer General seinem Kriegsminister entweder in die Tasche greift oder den Po tätschelt.

Mit der Übermalung des symbolischen Händedrucks zwischen Preußen und Bayern verschwand das Motiv der Überwindung des Nord-Süd-Gegensatzes, das bis dahin in Anton von Werners Darstellungen der Reichsgründung eine Konstante gebildet hatte. Das geschah 1885 wegen einer Laune des Kaisers, war im Grunde also zufällig. Es passte freilich zu Entwicklungen auf anderen Gebieten, in denen es ebenfalls um die Erinnerung an die Reichsgründung ging. Die erinnerungspolitischen Deutungskämpfe zwischen Preußen und Süddeutschen, zwischen Nationalisten und Partikularisten verloren um die Mitte der 1880er Jahre langsam an Zündstoff. Einzelstaatliche Identitäten und Traditionen wurden zunehmend mit denen des Reiches verschmolzen, der Gegensatz zwischen Nord und Süd verlor an Bedeutung.



*Nationalgedenken, Heimatgedanke und Moderne*

Das illustriert unter anderem die Geschichte der vielfältigen Erinnerungsarbeit an 1871. Die Gründung des Deutschen Reiches war in Versailles am 18. Januar kaum verkündet, als diese schon begann. Im Bereich der Kunst waren die Vorlaufzeiten länger, wie die Entstehung schon der ersten Fassung von Werners «Kaiserproklamation» illustriert. Dagegen setzte das Bemühen um Gedenktage an die Reichsgründung fast sofort ein.

Noch im Januar 1871 rief das in Leipzig erscheinende *Kirchliche Gemeindeblatt* zur Einführung eines Feiertags auf, an dem in ganz Deutschland der Bildung des Nationalstaats gedacht werden sollte. Die Berliner *Neue Evangelische Kirchenzeitung* sekundierte kurz darauf, und im März wandte sich eine Adresse des Deutschen Liberalen Protestantenvereins mit demselben Anliegen direkt an Kaiser Wilhelm. Doch der Kaiser reagierte zurückhaltend. Er stehe der Idee eines Nationalfeiertages an sich zwar nicht ablehnend gegenüber. Eine solche Tradition müsse aber spontan aus dem Volk heraus entstehen, nicht von oben verordnet werden. Als Anton von Werners Gönner, der badische Großherzog, im Sommer 1872 bei Wilhelm einen erneuten Vorstoß unternahm, den 18. Januar zum Nationalfeiertag zu erheben, offenbarte der intern den wahren Grund seiner Zurückhaltung: Dieser Tag des preußischen Ordens- und Krönungsfestes sollte ein spezifisch preußischer Feiertag bleiben, Preußens Traditionen nicht in solchen des neuen Reiches untergehen. Auch bei anderen Fürsten traf der Großherzog mit seinem Vorschlag auf wenig Gegenliebe.

Angesichts der partikularistischen Vorbehalte und Ressentiments der Fürsten entstand die Tradition eines alljährlichen Erinnerungstages an die Reichsgründung so tatsächlich «von unten», aus der Bevölkerung selbst. Das war auch ein wichtiger Grund dafür, warum nicht der 18. Januar, an dem Fürsten und aristokratische Elite bei der Kaiserproklamation in Versailles weitgehend unter sich geblieben waren, sich zum Gedenktag entwickelte. Stattdessen setzte sich der 2. September als nationaler Feiertag durch – der Tag, an dem das «Volk in Waffen» 1870 in der Schlacht von Sedan den entscheidenden Sieg über das Frankreich Napoleons III. erkämpft hatte.

Die Initiativen dazu gingen vor allem von den Trägern der liberalen

Nationalbewegung aus. Es waren meist nationalliberal dominierte Stadträte, die in den frühen 1870er Jahren Sedanfeiern anregten. Neben den Stadtverwaltungen und Veteranenverbänden engagierten sich besonders Lehrer bei der Organisation der Feiern. Die Bürger wurden zur Beflaggung ihrer Häuser aufgefordert. Am Morgen des 2. September begannen die Sedanfeiern in der Regel mit Böllerschüssen. Bei einem Gottesdienst gedachte man der im Krieg Getöteten. Meist folgten Festumzug, Bankette, patriotische Reden.

Zu wirklichen Volksfesten, an denen im ganzen Reich die gesamte Bevölkerung teilgenommen hätte, wurden die Sedanfeiern freilich nicht. Besonders in Süddeutschland blieben jene liberal gesinnten Bürger der Städte, die 1870 die lautstärksten Befürworter eines Anschlusses an den von Preußen geführten Norddeutschen Bund gewesen waren, beim Feiern vielfach unter sich. Beflaggt waren meist nur die bürgerlichen Wohnviertel der Innenstädte. Weder in den zunehmend industriell geprägten Vorstädten noch auf dem Land fanden die Sedanfeiern größeren Anklang. In Bayern spöttelte die katholische Presse über den «neuen Nationalheiligen St. Sedan». Unter bayerischen Priestern, die zunächst das Glockengeläut am 2. September oft rundheraus verweigerten, machte sogar das Wort vom Kult um «Sankt Satan» die Runde.<sup>59</sup>

Aber auch im protestantisch geprägten Sachsen blieben neben Arbeitern selbst manche Konservative und linke Liberale den Feierlichkeiten am Sedantag fern. Hier wie südlich des Mains verband sich die Opposition gegen den Feiertag während der 1870er Jahre mit einer andauernden Ablehnung preußischer Dominanz. In Württemberg nahmen die weiter in Distanz zu Preußen verharrenden süddeutschen Demokraten zunächst nicht teil. Wenn sie aber zu den Festbanketten auftauchten, warf man sie gelegentlich sogar hochkant hinaus.

Denn für die Organisatoren der Sedanfeiern war das Gedenken an die Reichsgründung nicht allein nationales Anliegen, sondern auch politisches Kapital. Die Erinnerung an 1870/71 sollte zwar der nationalen Erbauung und Belehrung der Bevölkerung dienen. Aber das sollte doch in einem spezifisch liberalen Sinn geschehen. Es ging um die Formung der noch nicht auskristallisierten Erinnerung an die nationale Einigung, um historische Deutungshoheit. Die Sedanfeiern der 1870er Jahre waren nicht zuletzt ein Ausdruck des Bemühens der Liberalen, durch Geschichtspolitik ihre gesellschaftliche Dominanz zementieren zu helfen.



Mit der Erinnerung an die Gründung des Nationalstaats wollten sie sich auch diesen selbst als Besitz dauerhaft aneignen.

Ein eifersüchtiges Pochen auf ausschließliche Deutungshoheit bis hin zum handgreiflichen Ausschluss anderer von den Gedenkfeiern stellte sich freilich dafür langfristig als nur wenig geeignetes Instrument heraus. Mit dem politischen Niedergang des Liberalismus setzte auch ein Niedergang der Sedanfeiern ein. In Augsburg fanden sich zur Festansprache des Bürgermeisters schon 1880 deutlich weniger Zuhörer als in den 1870er Jahren ein. Allenfalls die Bierzelte erfreuten sich noch ungebrochener Anziehungskraft. Wie in Augsburg mussten die Feiern auch in Ulm statt am 2. September nun öfter am folgenden Sonntag stattfinden, weil die Unternehmer für die Feierlichkeiten keinen Arbeitstag mehr opfern wollten. Weil die Besucher wegblieben, wurde in Württemberg ab den 1880er Jahren oft nur noch unregelmäßig oder überhaupt nicht mehr gefeiert. Im nächsten Jahrzehnt degenerierte der Sedantag dann dort, wo er noch stattfand, meist zur reinen Veteranenveranstaltung.

Der Krise des inoffiziellen Nationalfeiertages seit den 1880er Jahren entsprach allerdings keine Krise in der Entwicklung des Nationalbewusstseins. Das Gegenteil war der Fall. Schon im Lauf des ersten Jahrzehnts nach der Reichsgründung hatten die partikularistischen Reserven gegenüber dem neuen Nationalstaat vielerorts nachgelassen. Die Neugründung der preußischen Altkonservativen unter dem Namen Deutschkonservative Partei 1876 war nur ein Ausdruck davon. Parallel dazu registrierte Anton von Werner, dass unter seinen Bekannten in Thüringen oder Baden, die anfangs das «neue deutsche Reich» wegen der verlorenen Eigenstaatlichkeit noch abgelehnt hatten, «die Erinnerungen an die Vergangenheit Hoffnungen auf die Zukunft gewichen waren».<sup>60</sup>

Nach 1880 war die fundamentale Ablehnung des neuen Nationalstaats erst recht auf dem Rückzug. Die süddeutschen Demokraten akzeptierten seit dem Anfang der 1880er Jahre die Legitimität des Reiches. Die Katholiken südlich des Mains verabschiedeten sich von lange gehegten «großdeutschen» Träumen einer Verbindung mit dem katholischen Österreich statt mit dem protestantischen Preußen. Katholische Priester fanden sich immer öfter dazu bereit, bei Nationalfesten die Kirchenglocken zu läuten.

Die grundsätzliche Akzeptanz der Zugehörigkeit zum neuen Nationalstaat ging dabei durchaus mit einem Festhalten an alten antipreußischen

Ressentiments einher. Mehr noch, kulturelle Stereotype verfestigten und verstärkten sich während dieses Prozesses der Nationalisierung sogar. Witze über Preußen, Bayern, Schwaben boomten seit den 1880er Jahren erst recht. Die Pflege kultureller Vorurteile trat an die Stelle antinationaler politischer Vorbehalte. Aus der partikularistischen Opposition gegen die neue Nation wurde der unpolitische Wettbewerb darum, wer das bessere Bier braute. Die Süddeutschen und vor allem die Bayern pflegten weiterhin ihr Sonderbewusstsein, gingen auch weiter manche Sonderwege. Die Zugehörigkeit zum deutschen Nationalstaat wurde jedoch südlich des Mains seit den 1880er Jahren immer weniger in Frage gestellt.

Verantwortlich dafür war eine lange Reihe von Entwicklungen und Institutionen, die wechselseitig verstärkend als Agenten der Nationalisierung wirkten. Der rasante Ausbau von Transport- und Kommunikationswesen ließ Deutschland bereits in den ersten Jahren nach der Reichsgründung zusammenwachsen. Das galt selbst dann, wenn die Mittel dafür teilweise in der Regie der Einzelstaaten verblieben waren, wie Eisenbahn und Post. Denn ob Einheitsporto oder Briefformate, Tarifvereinheitlichung oder Koordination des Netzausbaus: Sachzwänge wirkten ebenso wie Ausdehnung und Profilierungsdrang zentraler Bürokratien nicht nur national homogenisierend. Sie veränderten letztlich auch die Landkarten in den Köpfen der Menschen.

Gleiches gilt für die Vereinheitlichung der Währung und der Rechtssysteme in den 1870er Jahren. Kaum zu überschätzen ist zudem die Funktion des Reichstags als nationales Symbol und Vehikel der Nationalisierung. In den 1880er Jahren war der Reichstag zum wichtigsten Forum geworden, in dem die Nation sich repräsentiert sah und über sich selbst verständigte – ganz entgegen der Intentionen der konservativen Eliten um Bismarck, die diese Funktion mit der Verfassung von 1871 eigentlich dem Bundesrat zugedacht hatten. Während der Bundesrat in der Gesellschaft kaum Interesse auf sich zog, genossen die öffentlichen Verhandlungen des Reichstagsplenums eine ungeheure Aufmerksamkeit. Parlamentsdebatten waren allgemeines Tagesgespräch. Sie bewegten die Menschen des Kaiserreichs in einem Ausmaß, das heute kaum noch vorstellbar ist. Die Wahlbeteiligung bei den Wahlen zum Reichstag stieg entsprechend an. Ging 1871 gerade einmal jeder zweite Wahlberechtigte zur Urne, waren es in den späten 1880er Jahren schon mehr als drei von vier.

Wie das allgemeine Wahlrecht wirkte auch die «Schule der Nation» – die allgemeine Wehrpflicht – national integrierend auf die männliche Bevölkerung. Von noch größerer Bedeutung für den Prozess der nationalen Integration war allerdings die allgemeine Schulpflicht. Denn die Volksschulen erfassten außer den Männern auch die Frauen, die für eine Weitergabe kognitiver Landkarten durch die Generationen eine noch wichtigere Rolle spielten. Die Schulen trugen bei zu nationalen Feiern und dem Kult um nationale Symbole, zur Glorifizierung des «Einigungskrieges» von 1870/71 und der Kaiserproklamation von Versailles. Sie verbreiteten in Jahrzehnten nicht nur eine einheitliche, standardisierte deutsche Hochsprache in verschiedenen Regionen des Reiches, deren Bewohner sich noch 1871 oft kaum miteinander verständigen konnten. Und sie spielten schließlich auch eine zentrale Rolle bei der Etablierung und Transformierung von Heimatbildern in den Köpfen.

In den 1880er Jahren löste die Heimatbewegung die Sedanfeiern als zentraler Ausdruck des nationalen Gedenkens ab. Damit einher gingen eine Intensivierung und beträchtliche Verbreiterung der sozialen Basis des Nationalbewusstseins. Wo der Sedantag im Wesentlichen nur eine bürgerlich-liberale Elite zu mobilisieren vermocht hatte, erfasste die Heimatbewegung auch die gesellschaftliche Basis. An die Stelle elitärer Bankette trat eine Massenbewegung. Auch die Heimatbewegung wurde zwar von städtischen Eliten initiiert, aber sie strahlte weiter aus.

Ob in Württemberg, der Pfalz, dem Rheinland, Schleswig-Holstein oder Sachsen: Die Heimatbewegung wurzelte in der Region, verstand diese aber immer als Teil eines nationalen Ganzen. Das Naturerlebnis beim organisierten Wandern, die Pflege der Landschaft, das Bemühen um «deutsche Eichen» sollte letzten Endes der Erfahrung des Nationalen im Regionalen und Lokalen dienen. Bäuerliche Trachten, Volkslieder, Volksfeste und andere «Traditionen» wurden «entdeckt» oder «wiederbelebt», nicht selten dabei erst konstruiert, jedenfalls aber immer in nationale Geschichtserzählungen integriert. Diese historischen Meistererzählungen, die Regionales und Nationales verbanden, suchten und fanden Fluchtpunkte, die weit hinter den 18. Januar 1871 zurückgriffen. Museen, Publikationen von historischen Vereinen und dynastische Jubiläumsfeiern stellten sächsische, bayerische, hessische oder preußische Geschichte bald als die «deutscher Stämme» dar, deren Gemeinsamkeiten mindestens Hunderte, wenn nicht Tausende von Jahren zurückgingen.

Die Heimatbewegung ist lange als Ausdruck eines deutschen «Sonderwegs» interpretiert worden. Sie galt als Wegbereiterin des Nationalsozialismus, als Vorbotin einer «dunklen Moderne». Vieles schien dafürzusprechen: ihr Charakter als nationale Einigungs- und Massenbewegung; die ihr eigene Natur- und Agrarromantik; der Fokus auf «Volks»traditionen. Auch die Beschwörung einer tausendjährigen gemeinsamen deutschen Geschichte seit mindestens dem Mittelalter, wenn nicht seit der Schlacht im Teutoburger Wald legte es nahe, in der Heimatbewegung eine Vorläuferin des Nationalsozialismus zu sehen. Nicht zuletzt begrüßten viele ihrer Funktionäre 1933 begeistert die nationalsozialistische Machtübernahme.

Die neuere historische Forschung hat dieses Bild in Frage gestellt.<sup>61</sup> Zumindest aber ist die Sicht auf die Heimatbewegung als Ausdruck des Nationalbewusstseins im Kaiserreich deutlich differenzierter geworden. So hat der Heimatgedanke zwar im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg eine Rolle in der deutschen Propaganda gespielt. Gegenüber den Sedanfeiern war er freilich dennoch die weniger militaristische, friedlichere Alternative. Anders als die Atmosphäre bei den Sedantagen war die in den Heimatvereinen des Kaiserreichs zudem deutlich weniger von Testosteron belastet: Während bei den Banketten und Festreden am 2. September Männer weitgehend unter sich blieben, spielten Frauen in der Heimatbewegung eine wesentlich größere und wichtigere Rolle.

Die Heimatbewegung verband nicht nur viele Menschen, sondern auch vieles miteinander: Frauen und Männer, Professoren und Handwerker, Arbeiter und Bürger, Gegenwart und Vergangenheit, Stolz auf Traditionen und Innovation in der Darstellung der Nation. Rückwärts-gewandte Agrarromantik mischte sich in ihr mit Ideen nachhaltiger Naturpolitik. Nostalgie und Zukunftsangst gingen Hand in Hand mit dem Versuch, die aufdämmernde Moderne konstruktiv zu gestalten und zu bewältigen.

Vor allem aber verband die Heimatbewegung die Landschaft mit der Nation, Ost mit West, Nord mit Süd. Traditionelle einzelstaatliche Identitäten wurden dabei verschmolzen mit der des in Versailles ausgerufenen Reiches. Regionales wurde statt in Konkurrenz als komplementär zu Nationalem konstruiert. Die alten partikularistischen Ressentiments aus der Zeit vor der Reichsgründung, die am 18. Januar 1871 hinter der Fassade inszenierter Einheit noch einmal sehr deutlich zutage getreten

waren, verschwanden damit nirgendwo ganz. Die politischen Partikularismen in Nord und Süd verloren aber an Relevanz.

Die in Versailles bei der Kaiserproklamation ebenfalls unterschwellig offenbarten Gegensätze von Demokratie und Aristokratie, von Zivilgesellschaft und Militärelite wurden dagegen bis zum Ende des Kaiserreiches immer wieder virulent. Zu ihnen trat noch ein weiterer Konfliktherd, der sich in den Auseinandersetzungen um das Gedenken an die Reichsgründung schon früh ankündigte. Während die Initiativen zu einem Nationalfeiertag von protestantischer Seite ausgingen, hielten die Katholiken im neuen Reich sich damit zurück. Auf die Sedanfeiern reagierte die katholische Bevölkerung mit Desinteresse, katholische Presse und Priester nicht selten mit offener Gegnerschaft. Denn die Reichsgründung trug auch dazu bei, einen weiteren nicht ganz neuen gesellschaftlichen Gegensatz auf Gluthitze anzufachen – den zwischen den Konfessionen.

MARPINGEN, 3. JULI 1876



*Margaretha Kunz (sitzend links), Susanna Leist (sitzend rechts)  
und Katharina Hubertus (stehend) 1876*

*Gretchen Kunz sieht die Muttergottes*

Es war ein heißer Tag, aber im kühlenden Schatten der Bäume ließ es sich aushalten. Unten im Tal schwitzten die Kuhbauern bei der Heuernte. Wer von den Dorfbewohnern kräftig genug dazu war, schwang eine Sichel. Die anderen sammelten das geschnittene Heu oder versorgten die Tiere. Anfang Juli wurde jede Arbeitskraft gebraucht in Marpingen, einem Dorf dreißig Kilometer nördlich von Saarbrücken. Nur die Kinder, die zu klein waren, um bei der Arbeit zu helfen, schickte man in den oberhalb des Dorfes gelegenen Härtelwald. Dort sollten sie Heidelbeeren sammeln.

Auf der Suche nach Beeren streiften am späten Nachmittag des 3. Juli drei acht Jahre alte Mädchen durch den Härtelwald. Susanna Leist, Katharina Hubertus und Margaretha Kunz, genannt Gretchen, waren Freundinnen. Die drei hatten einander beim Beerensammeln aus den Augen verloren, als Glockengeläut sie aufschreckte: das abendliche Angelusläuten, das der Westwind von der Dorfkirche aus in den Wald hinaufwehte. Höchste Zeit, nach Hause zu kommen. Eilig griffen die drei ihre Körbe mit den gepflückten Heidelbeeren und machten sich auf den Heimweg.

Zwischen Marpingen und dem Härtelwald lag eine Wiese mit hochaufgeschossenem Gras und Wildblumen, umwuchert von dichten Büschen. Hinter dem Tal stand die Sonne schon tief am Abendhimmel und schien den Mädchen ins Gesicht, als sie getrennt voneinander aus dem Wald traten. Immer noch begleitet vom Läuten der Glocken aus dem Dorf, machten sie sich daran, die verwilderte Wiese zu durchqueren. Da durchbrach ein lauter Ruf von Susanna das Glockengeläut. Gretchen und Katharina liefen zu der Freundin.

Als die drei einige Minuten später vor Susanna Leists Elternhaus eine Gruppe von Dorfbewohnern trafen, wirkten sie verängstigt und aufgeregt. «Wir mussten schrecklich ausgesehen haben», erinnerte Gretchen sich später. Die Kinder erzählten, zuerst Susanna und dann auch die beiden anderen hätten eine in Weiß gekleidete weibliche Gestalt gesehen,



die ein Kind auf dem Arm trug. Susanna war so aufgeregt, dass sie nicht ins Bett gehen wollte. Gretchen betete viel und schlief schlecht. Katharina träumte von der weiß gekleideten Frau.

Die Aussagen über die ersten Reaktionen der erwachsenen Zuhörer auf die Geschichte der Mädchen sind widersprüchlich. In späteren Verhören unterstellten preußische Staatsbeamte den Eltern, sie hätten ihre Kinder angeregt, die Vision von der Frau in Weiß auszuschmücken, wenn nicht diese den drei ganz eingeflüstert, und damit ungesetzliche «Zusammenrottungen» der Marpinger Dorfbewölkerung provoziert. Dass die Eltern bestritten, sich auf diese Weise strafbar gemacht zu haben, ist wenig überraschend. Gretchens verwitwete Mutter und Susannas Vater erklärten in den Verhören, die Geschichte von der Erscheinung der weiß gekleideten Frau anfänglich für «dummes Zeug» gehalten zu haben. Die Eltern von Katharina sagten ebenfalls aus, sie hätten ihrer Tochter das Erzählen solcher «Märchen» zunächst verboten.

Andere Quellen zeichnen jedoch ein abweichendes Bild. Gretchen Kunz widersprach in einer späteren Erklärung den Angaben der Erwachsenen deutlich: «Anstatt uns zu beruhigen, glaubte man sofort.» Insbesondere Susanna Leists Mutter tat danach noch mehr als das. Frau Leist gehörte zu der Gruppe von Dorfbewohnern, die den drei Kindern vor Susannas Elternhaus am Abend des 3. Juli zuerst begegneten. Gretchen zufolge soll sie den Mädchen, nachdem diese von der weiß gekleideten Frau mit dem Kind erzählt hatten, dort gesagt haben: «Geht morgen wieder in den Wald, betet, und wenn ihr sie dann wieder seht, fragt wer sie sei. Gibt sie euch die Antwort: Ich bin die unbefleckt Empfangene, dann ist es die Muttergottes.»<sup>1</sup>

Am nächsten Tag taten die drei Mädchen genau das. Sie kehrten zurück an die Stelle, wo ihnen die Vision angeblich erschienen war. Diesmal folgten ihnen zwanzig andere Kinder, darunter Geschwister der drei. Sechs Erwachsene begleiteten die Mädchen ebenfalls. Einige davon, unter ihnen auch der einzige Mann in der Gruppe, waren mit Susanna Leists Mutter verwandt, eine Frau mit Katharina Hubertus. Die Mädchen knieten nieder und beteten dreimal das Vaterunser. Nach dem dritten Mal erschien die Frau in Weiß Gretchen und Katharina erneut. Von diesen befragt, wer sie sei, erklärte die Erscheinung: «Ich bin die unbefleckt Empfangene.» Auf die Frage der beiden Mädchen, was sie wünsche, bat die Vision um eine Fortsetzung der Gebete. Dann verschwand sie.<sup>2</sup>



Während Gretchen und Katharina mit der Erscheinung der Muttergottes sprachen, blieb die ursprüngliche Seherin, Susanna Leist, stumm. Den Begleitern sagte Susanna, sie habe weder etwas gesehen noch gehört. Erst Wochen später berichtete auch sie wieder von Visionen. Das änderte allerdings nichts mehr daran, dass Gretchen seit dem 4. Juli als die Sprecherin der drei wahrgenommen wurde.

Auf dem einzigen zeitgenössischen Foto, das die drei Mädchen zusammen zeigt, dominiert Gretchen die Gruppe. Sie erscheint größer und kräftiger als die anderen beiden. Susanna lehnt sich auf dem Bild an sie an, Katharina stützt sich auf ihren Schultern ab. Gretchen, die auf dem Foto als einziges der Mädchen ein Buch in Händen hält, erschien den Dorfbewohnern und anderen Zeitgenossen auch als die intelligenteste der drei. Ein katholischer Publizist, der Marpingen besuchte, fand sie «im Allgemeinen mehr entwickelt, als die zwei Andern». Die Dorfschullehrerin hielt sie für «sehr geweckt». Susanna sei dagegen nur durchschnittlich intelligent, Katharina für ihr Alter geistig zurückgeblieben. Ein Pädagoge aus Saarbrücken, in dessen Obhut die drei Mädchen im Herbst 1876 vorübergehend kamen, hatte den Eindruck, Gretchen Kunz sei «geweckter als die andern, und scheint sie zu beeinflussen».<sup>3</sup>

Am 5. Juli, dem dritten Tag der Visionen, fand sich aus dem Dorf am Rande des Härtelwaldes auch Gretchens Mutter ein, die nach dem späteren Zeugnis ihrer Tochter zunächst tatsächlich skeptisch gewesen war. Dazu kamen schon nachmittags wieder Dutzende Zuschauer, darunter die Eltern von Katharina Hubertus. Bis zum Abend wuchs die Menge auf über hundert Personen an. Unter ihnen fanden sich erstmals auch einige der männlichen Honoratioren des Dorfes.

Diesmal wagten es die Anwesenden, über die beiden Mädchen Fragen an die Muttergottes zu stellen. Schließlich wollte jemand wissen, ob Kranke herbeigerufen werden sollten. Auf die bejahende Antwort wurde ein Schwager von Katharinas Vater geholt, ein Veteran des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, der über Rheumatismus klagte. Auf die Bitte des Mannes führten die Mädchen seine Hand an die Stelle, wo sich nach ihren Angaben der Fuß der Muttergottes befand. Der Mann fühlte sich daraufhin geheilt: Das Rheuma sei auf wunderbare Weise verschwunden. Auch eine Schwester Katharinas behauptete, seit langem anhaltende Schmerzen in ihrem Fuß auf einmal nicht mehr zu verspüren.

Die Nachricht von den wundersamen Heilungen machte einem

Lauffeuer gleich die Runde durch das ganze Dorf. Am darauffolgenden Morgen des 6. Juli erschien Marpingen einem zeitgenössischen Beobachter wie ein vor Aufregung brummender Bienenstock, der «schwärmen will». Tatsächlich schwärmten im Lauf des Tages Hunderte Dorfbewohner in Richtung Härtelwald aus. Ihre hochgesteckten Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Am Abend behaupteten zwei Kinder, ein sieben Jahre altes schwindsüchtiges Mädchen und ein über Rückenschmerzen klagender vierjähriger Junge, ebenfalls durch eine Berührung der Muttergottes plötzlich geheilt zu sein. Der Vierjährige erklärte sogar, die «unbefleckt Empfangene» gesehen zu haben. Doch das ging in den sich nun überstürzenden Ereignissen unter. Ein 17 Jahre altes Mädchen rief, sie könne die Erscheinung auch sehen, und wurde ohnmächtig. Vier ältere Männer beanspruchten für sich das Gleiche: Die Muttergottes, sagten sie, strahle «wie das grelle Licht der Mittagssonne» und trage ein Diadem mit Edelsteinen, die «schimmerten wie Sterne». Bis Mitternacht beteten die Anwesenden am Waldrand voller Eifer. Am nächsten Morgen errichteten Dorfbewohner an der Stelle ein Kreuz mit der Aufschrift: «Hier ist der Ort.»<sup>4</sup>

In Marpingen gab es jetzt kaum noch jemanden, der Zweifel an der Echtheit der Erscheinungen hegte – oder jedenfalls kaum jemanden, der sich öffentlich zu solchen Zweifeln bekannt hätte. Nicht nur der Glaube an die Visionen, auch diese selbst verbreiteten sich unter den Einwohnern des Dorfes wie eine ansteckende Krankheit. Allerdings hatte keiner von den neuen Visionären bisher behauptet, die Muttergottes habe auch zu ihnen gesprochen wie zu Gretchen und Katharina. Und diese beiden verfielen nach dem 6. Juli auf einmal in Schweigen. Mehrere Tage lang blieben sie stumm, meldeten keine Marienerscheinungen mehr. Nach der späteren Erklärung von Gretchen fühlte diese sich von der Entwicklung der Ereignisse schlicht überrollt: «Ich weiss selbst nicht wie es möglich war, dass das Ganze soweit gekommen ist.»

Aber der einmal ins Rollen gekommene Stein ließ sich nicht mehr aufhalten. Die Nachricht von den Ereignissen in Marpingen zog weitere Kreise. Händler, Hausierer, wandernde Musikanten hatten die Nachricht von der Marienerscheinung im Dorf bereits in die benachbarten Dörfer gebracht. Der 6. Juli war ein Donnerstag. Am Freitag und am Samstag trafen die ersten Besucher aus Nachbarorten ein, die den Erscheinungs-ort am Härtelwald sehen wollten. Wie in Marpingen selbst wohnten

auch im Umland fast ausschließlich Katholiken, bei denen die angeblichen Marienerscheinungen auf großes Interesse stießen. Am Sonntag, dem 9. Juli, war die Wiese am Härtelwald zum ersten Mal voller Menschen.

Die auswärtigen Besucher verbreiteten die Neuigkeit von den Marpinger Erscheinungen weiter. In der darauffolgenden Woche wuchs die Zahl der Menschen aus der Umgebung, die singend und betend in das Dorf pilgerten, weiter an. Manche wollten nur den Erscheinungsort sehen, andere hofften auf Heilung von Krankheiten und Gebrechen. Am Abend des 11. Juli notierte der Dorfpfarrer: «Gewaltige Begeisterung. Noch nach 10 Uhr hörte ich von Sotzweiler 4 Prozessionen heraufkommen. Von allen Seiten kamen sie die ganze Nacht und brachten auf Wagen ihre Kranken.» Die Pilgermassen verglich der Pfarrer mit einem «gewaltigen Strom, der hier alle Dämme bricht».

Am 12. Juli bewegten sich 20 000 Pilger durch die Gassen des 1600 Einwohner zählenden Marpingen. Die ins Dorf führenden Straßen und Wege waren in alle Richtungen mit Menschen und Wagen verstopft. An der Erscheinungsstätte im Härtelwald drängten sich die Massen. Angesichts des Ansturms hungriger und durstiger Pilger begannen die Vorräte an Lebensmitteln und Getränken im Dorf knapp zu werden. Der Marpinger Pfarrer war Tag und Nacht damit beschäftigt, Beichten abzunehmen.

Marpingen zog zu dieser Zeit mehr Katholiken an als der Wallfahrtsort Lourdes in Südfrankreich. In Lourdes war 1858 der 14 Jahre alten Bernadette Soubirous ebenfalls die Muttergottes erschienen. Es war die erste Marienerscheinung seit der Verkündung des Dogmas der «unbefleckten Empfängnis» durch die römische Kurie vier Jahre zuvor. Nach Lourdes pilgerten seitdem Zehntausende Menschen, darunter viele Invalide, die sich vom Wasser aus der Quelle am Erscheinungsort Gesundheit versprachen. Marpingen wurde 1876 zum «deutschen Lourdes», dessen Attraktivität die des französischen Modells zeitweise weit übertraf.

Auch in Marpingen gab es in der Nähe des Erscheinungsorts eine Quelle. Dorfbewohner und Pilger begannen bald, dem Wasser der Quelle heilende Kräfte zuzuschreiben. Durch die Visionärinnen bestätigte die Muttergottes diese Annahme. Vor der Quelle bildeten sich daraufhin lange Schlangen von Menschen, die das Wasser in alle möglichen Behäl-

ter abfüllten. Um den Zugang zu regeln, spannten Dorfbewohner einen Zaun auf, der allerdings immer wieder ausgebessert und erneuert werden musste, weil Pilger ihn niedergetrampelt oder durchschnitten hatten. Die Menschen brachen Laub und Zweige rund um die Wiese am Härtelwald ab, bis die Büsche und Bäume in der Umgebung alles Grün verloren hatten. Viele nahmen Erde mit. Manche aßen diese auch.

Sosehr die Pilger sich freilich für Talismane und materielle Erinnerungsstücke an den vermeintlich heiligen Ort interessierten, verlangten sie doch vor allem nach spiritueller Nahrung. Sie wurden nicht enttäuscht. Am 11. und 12. Juli, den Tagen des bisher größten Ansturms auf Marpingen, behaupteten drei weitere Kinder erstmals, die Muttergottes zu sehen. Zwei davon waren vier Jahre alt. Bei dem dritten handelte es sich um einen Jungen von acht Jahren, der also im selben Alter war wie die ursprünglichen Seherinnen. Und diese fingen nun auch wieder an, von Visionen zu berichten. Gretchen Kunz erklärte später, der Erwartungsdruck der Menge sei zu groß geworden, um sich diesem länger zu verweigern, «denn es war einmal so weit, ich konnte nicht mehr zurück».<sup>5</sup>

Mitte Juli begann die regionale Presse, und bald auch die mit deutschlandweiter Verbreitung, von Marpingen zu berichten. In der zweiten Hälfte des Monats hielt der Zustrom der Pilger an. Die meisten kamen nach wie vor zu Fuß, mit dem Ochsenkarren oder Pferdewagen aus der Saarregion. Doch der Einzugsbereich erweiterte sich jetzt auf das nördliche Rheinland und das angrenzende Lothringen. Unter denen, die auf wunderbare Weise von einer Krankheit geheilt worden sein wollten, nachdem sie aus der Quelle im Härtelwald getrunken oder die Erscheinung berührt hatten, war ein Pilger aus Elberfeld. Ein anderer kam sogar aus Paderborn, ein Dritter aus Belgien. Mehr und mehr Gläubige reisten mit der Eisenbahn an. Vom nächsten Bahnhof in der benachbarten Kreisstadt Sankt Wendel gingen die meisten davon die knapp zehn Kilometer bis Marpingen weiter zu Fuß. Wer es sich leisten konnte, nahm stattdessen die Dienste von Kutschenunternehmen in Anspruch.

Denn nicht nur Bauern und Handwerker strömten nach Marpingen. Aus dem ganzen Deutschen Reich kamen neben Priestern und Journalisten auch viele katholische Adlige, vor allem Frauen – wie überhaupt Frauen unter den Pilgern überwogen. Selbst Angehörige des österreichi-

schen Kaiserhauses scheuten die weite Reise nicht und besuchten Marpingen.

Auch sonst erregten die Geschehnisse bis ins Ausland Aufmerksamkeit. Der Marpinger Pfarrer erhielt Briefe und Anfragen zu den Marienerscheinungen etwa aus den Niederlanden, der Schweiz, Italien und den USA. Ein zeitgenössischer Publizist erklärte es vollmundig für «eine unläugbare Thatsache, daß alle Welt von Marpingen spricht».

Das mochte ebenso übertrieben sein wie die Ansicht eines katholischen Priesters aus Paderborn, das Dorf in der Saarregion sei «der Mittelpunkt von Ereignissen geworden, welche gleichsam die Welt erschüttern». Doch eindeutig war Marpingen im ganzen Deutschen Reich zum Tagesgespräch geworden. Das Dorf, bisher den meisten Bewohnern des Reiches völlig unbekannt, machte auf einmal Schlagzeilen in Zeitungen, die Hunderte von Kilometern entfernt in der Hauptstadt Berlin erschienen. Marpingen wurde darin «das deutsche Lourdes» genannt, ja «das Bethlehem Deutschlands». Selbst Kaiser Wilhelm schickte schließlich ein Telegramm an die lokalen Behörden, um eines zu erfahren: Was genau steckte hinter den Erscheinungen und der Lawine von Ereignissen, die Gretchen Kunz und ihre Freundinnen am Abend des 3. Juli 1876 losgetreten hatten?<sup>6</sup>

### *«Eine einzige grosse Lüge»*

Unter den Zeitgenossen gingen die Ansichten über die Echtheit der Marienerscheinungen von Marpingen diametral auseinander. Sie unterschieden sich nach Konfession und persönlichen Glaubensüberzeugungen. Protestanten und Atheisten galten die Erscheinungen entweder als Produkte einer überhitzten Phantasie oder als betrügerischer Hokus-pokus. Unter Katholiken war dagegen der Glaube an die Echtheit der Visionen weit verbreitet.

Die katholische Kirche kam allerdings zu einem anderen Ergebnis. Die römische Kurie hat Marienerscheinungen von jeher gründlich untersuchen lassen. In einigen Fällen wurden die Visionen dabei als glaubwürdig anerkannt. Das war etwa in Lourdes der Fall: Hier hatte die kanonische Untersuchungskommission keine Zweifel an der Echtheit